



Anton  
**KUH**

**Werke**

Wallstein

*Anton Kuh*  
*Werke*



# Anton Kuh Werke

*Herausgegeben von  
Walter Schübler*

Band I  
1908 – 1918



WALLSTEIN VERLAG

Herausgeber und Verlag danken für die freundliche Unterstützung  
der Drucklegung

der Kulturabteilung der Stadt Wien,  
Wissenschafts- und Forschungsförderung,  
den Wiener Vorlesungen  
sowie der Stiftung Irene Bollag-Herzheimer, Basel  
und Barbara und Martin Schlaff

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Gestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf  
unter Verwendung eines Portraitfotos von 1930

© ullstein bild – Imagno und  
unter Verwendung einer Zeichnung von Dirk Meissner  
nach einem Kuh-Portrait von Emil Orlik (1926)

ISBN (Print) 978-3-8353-1617-1  
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2979-9

## 1. Wiener Theaterbrief

*Von Nachzüglern und Gastspielen*

Wenn die Osterglocken ins Land läuten, tritt die Theatersaison in den Wendekreis des Steinbocks. Die Direktoren packen noch schnell einige Stücke aus – denn im Mai sieht man sich ja lieber die Premiere oder, besser gesagt, die Neueinstudierung in der Natur als irgendeine Theaternovität an. Darum war auch die Zahl der in den letzten Wochen vor Ostern an Wiener Bühnen zum erstenmal oder in neuem Gewande aufgeführten Dramen, Opern, Operetten und Schwänke Legion. Und einige dieser Stücke hätte man wirklich gerne schon früher als jetzt, wo ihre Zugkraft und Lebensdauer – in diesem Spieljahre wenigstens – keine große mehr sein kann, auf dem Zettel zu sehen gewünscht. Das war auch bei Georg *Engels* dreiaktigem Drama »*Über den Wassern*« der Fall, das vor mehr als Monatsfrist im Raimundtheater in Szene ging. Aus *Engels* Drama tönt die Stimme eines echten und unbeschadet dessen, daß es in den drei Akten gar viel von Ibsen und Heijermans spukt – auch originellen Dichters, der seine eigenen Bahnen wandelt und von dem man nach der nunmehr abgegebenen Talentprobe noch manches zu erwarten hat. Fünf Leute, allein in einem verlassenem, rings vom Meer umspülten Pfarrhause an der Waterkant, denen stündlich von den immer höher schlagenden Wellen der Ertrinkungstod droht – das ist der ebenso düstere wie eigenartige Rahmen zu dem an dramatischen Nuancen reichen und nur zuweilen durch überflüssige Retardationen sowie insbesondere durch die Charakteranlage des Haupthelden quälend wirkenden Stückes. Man bedauerte aufrichtig, daß *Engels* Drama, zu dessen Aufführung die Direktion kontraktlich verpflichtet war, sogleich wieder abgesetzt wurde; man bedauerte, daß das den Manen Raimunds gewidmete Haus fortan der ernstesten und wahren Muse entzogen sein und zur Brut- und Pflegestätte melodramatischen Stumpfsinns werden soll; und man bedauerte endlich, daß das schöne Schauspiel-Ensemble, von dem man sich vor allem Herrn *Lind* an Wien zu fesseln bemühen sollte, in Brüche gehen wird. Dieses Ensemble bewährte sich übrigens im gleichen Maße in *Gustav Esmanns* Schauspiel »*Der Wanderfalke*«, mit dem der Dichter nun zum dritten Male in der Saison, Dienstag, den 14. April, zu Worte kam. *Esmann*, dessen zartes und feingestimmtes Lustspiel »*Vater und Sohn*« im Winter d. J. einen überaus warmen Erfolg davongetragen hat, präsentierte sich diesmal mit einem Detektiv-Stück. Es ist das *vierte*, das man in Wien heuer gesehen hat! Das ist eigentlich recht schade. Wenn es so weitergeht, werden wir es

noch erleben, daß Raupach, Kotzebue und Konsorten in der alten Theaterstadt ihre fröhliche Auferstehung feiern ...

Am selben Abend, da im Raimundtheater Esmanns Schauspiel »Der Wanderfalk« in Szene ging, führte die Volksoper einen neuen Komponisten vor. Es ist dies der Wiener Bürgerschullehrer Max Egger, dessen unbestreitbar reichem und entwicklungsfähigem Talente Direktor Rainer Simons durch die Aufführung seiner Oper »*Frau Holda*« Türen und Tore geöffnet hat. Also ein neuer Mann! Und in der Tat, Egger hat mit seinem Werke nicht schlecht bestanden. Seiner Musik fehlt zwar noch der feinere Schliff, auch steht sie stark unter dem Einflusse Wagners, freilich so, daß sie in ein buntes Durcheinander verschiedener Motive hineingerät – aber sie ist melodios und gefällig. Weniger als der musikalische Teil ist Egger das Libretto gelungen, das er sich in Anlehnung an Baumbachs poetisches Märchen selbst zugeschnitten hat. Dieses Libretto ohne begleitende Musik wäre ein Unding. Umgekehrt stand die Sache mit Julius Bittner, der sich Freitag, den 12. April an der Hofoper mit seiner anderwärts schon erfolgreich aufgeführten Oper »Die rote Gred« warmen Beifall geholt hat. Herr Bittner hat mit seinem Kollegen von der Volksoper nur das eine gemein, daß beide staatlich besoldete *Wiener* Beamte sind. Ihre Opern haben keine Tangentialpunkte. Bei der »Roten Gred« steht der Textdichter weit über dem Musiker. Bittner hat mit starker Hand um die Gestalt einer der »Carmen« nah verwandten Natur die Fäden einer reichbewegten, dramatischen Handlung geschlungen. Bei der Vertonung dieses Dramas ist Bittner – dessen Musik sich allerdings über die Eggers noch erhebt – den Allermodernsten gefolgt. Die starke, überstarke Orchestration läßt das Durchdringen einer feineren Melodie nicht aufkommen. Das Markanteste am ganzen Werke ist unzweifelhaft – sowohl in textlicher wie in musikalischer Beziehung – Anlage und Aufbau der Volksszenen, um derentwillen Bittner ja den oft zu vermissenden sinnlich-erotischen Hauch, wie er beispielsweise über »Carmen« liegt, opfern muß. Frau *Gutheil-Schoder* bot als rote Gred eine schauspielerisch wie gesänglich vollendete Leistung und wurde den tiefsten Intentionen des Dichterkomponisten voll und ganz gerecht. Am Abend nach der Opernpremiere gelangte am Deutschen Volkstheater der vieraktige Schwank »*Das Liebesnest*« zur Darstellung, das den im Deutschen Reiche sehr viel aufgeführten Wiener Robert *Reinert* zum Verfasser hat. Dichter und Direktor haben sich mit diesem Stück einen etwas verspäteten Aprilscherz erlaubt: Der erstere, weil er es schrieb, der letztere, weil er es dem Publikum vorzuführen wagte. Aber dieses tat nichts dergleichen. Im

Gegenteil: Eh' man sich versah, ertappte man sich beim Lachen und entschuldigte dann: »Harmlos«. Aber man sollte nicht immer diese Entschuldigung gelten lassen, denn ebendiese Harmlosigkeiten sind es, die in letzter Zeit auf Kosten der Kunst und des guten Geschmacks das Theater-Repertoire überschwemmt haben. Das Publikum geriet über jeden schäbigen Kalauer des Schwanks, der sich aus lauter »Aha!«, »O diese Schwiegermutter«, »Unter Backfischen« und »Falsch verstanden« zusammensetzt, aus dem Häuschen, zumal da die Darsteller sich besser amüsierten als das Auditorium und einander in übermütigen Extempores überboten. Dieselbe Naivität des Publikums, über die man beim »Liebesnest« etwas unwillig wurde, konnte am Montag zuvor als ein erfreuliches Symptom dafür hingenommen werden, wie sich der bewährte Wiener *Hautgout* und Feinsinn in Sachen der Kunst und des Theaters trotz aller »Gretchens« und »blauen Mäuse« noch immer frisch erhalten hat. Freilich war es diesmal doch eine Naivität von anderem, edlerem Schlage. Es war der unbefangene, reine Sinn, den man nötig hat, um ein klassisches Kunstwerk verstehen und den Dichter auf allen seinen Seitenwegen begleiten zu können. Gegeben wurde als Montagsvorstellung und neu einstudiert zu ermäßigten Preisen Grillparzers »*Der Traum ein Leben*«. Das Publikum, das sich vorwiegend aus jugendlichen Enthusiasten rekrutierte, nahm das Drama mit einer Begeisterung auf, als hätte es einen neuen Dichter entdeckt. Bei dieser Vorstellung wurde übrigens eine Neuerung durchgeführt: Die Personen des Traumes und der Wirklichkeit wurden von ein und denselben Schauspielern dargestellt. Als ein interessantes Experiment kann man diesen Versuch allenfalls hinnehmen. Der Dramaturg des Volkstheaters, Dr. Fellner, ist aber weit auf dem Holzwege, wenn er damit sowohl dem innersten Wesen der Dichtung wie den Absichten des Dichters gerecht zu werden glaubt. Denn durch die genannte Art der Aufführung wird gerade das Reizendste an dem Drama, dasjenige, was es erst zu einem wahren Kunstwerk adelt, der traumhafte Schleier, der über dem Ganzen liegt und uns in einer wunderbaren Ungewißheit läßt, jäh zerrissen.

Während unsere Klassiker in Wien für gewöhnlich nur an ihren Geburts- und Sterbetagen aufgeführt werden, wurde Grillparzer die besondere Auszeichnung zu teil, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen – notabene außertourlich – und an zwei verschiedenen Bühnen gespielt zu werden. Am Dienstag ging am Burgtheater und unter teilweise neuer Rollenbesetzung »Des Meeres und der Liebe Wellen« in Szene. Die Hero gab Frau *Witt*. Sie war zwar eher Iphigenie als Hero und nahm dieser rührenden Frauengestalt gerade das, was Laube an

ihr so hervorgehoben hatte, das spezifisch »Wienerische«, stand aber in den Szenen des Schmerzes und der Trauer auf der Höhe ihrer feinen, vielgestaltigen Kunst.

Die vorletzte Osterwoche brachte uns zwei Lieblinge wieder, die in Wien keine ihrem Kunstgenre angemessene Wirkungsstätte finden können: Girardi und Niese. Der erstere tritt am Josefstädter Theater in einem Schwank auf, dessen Hauptrolle er schon in Berlin mit rauschendem Erfolge kreiert hat. Bernhard *Buchbinder* hat hier aus den abgeanderten Possenmotiven und Situationen mit geschickter Hand eine wienerisch-berlinerische Lokalmischung zusammengekleistert, die aber *Girardi* reichlich Gelegenheit bietet, die vielen Seiten seines starken Könnens im besten Lichte zu zeigen. Und die *Niese* tritt am Lustspieltheater jeden Abend dem Kaiser Joseph gegenüber und dieser »öffentlichen« Audienz wohnt das Publikum mit vielem Vergnügen bei. Im Lustspieltheater ist übrigens in der Vorwoche der alte *Labiche* wieder zu Ehren gekommen und hat viel Heiterkeit geweckt. Am selben Abend führte sich im Kleinen Schauspielhaus, das jetzt von Wiené jun. geleitet wird, das neue Regime erfolgreich ein. Man sah es der Einstudierung der drei Kleinigkeiten, die gegeben wurden, sofort an, daß eine kundige Hand im Spiele sei. Von den aufgeführten Stücken – jedes an sich könnte als ein *lever de rideau* gelten – gefiel »Mitzi-Mutzi« von Rideamus, eine witzige »Dreiecksszene« zwischen drei Junggesellen, am besten. Ein zugleich mit dieser »psychologischen Blüette«, wie der Verfasser sein keckes Spiel nennt, zur Aufführung gebrachter Dialog Roberto Braccos, »Alle Beide«, den man lieber als Feuilleton einer literarischen Sonntagsbeilage gelesen hätte, wurde in der Vorwoche durch einen Einakter, »Goldblondinen« von Armin Brunner, ersetzt; auf der originellen Grundidee dieses mit viel Liebenswürdigkeit geschriebenen Stückes hätte der Autor leicht ein richtiges Lustspiel aufbauen können. Das Kleine Schauspielhaus hat seine Schwesterbühne, das Intime Theater, übrigens bald überflügelt. Es wird dort mit erfreulicher Bravour gespielt und unter den Händen einer tüchtigen Regie dem bislang üblichen Dilettantismus ein immer kleinerer Platz gewährt. Beim Intimen Theater schien es eine kurze Zeit besser werden zu wollen. Das »Bett« wurde in die Rumpelkammer des Hauses verwiesen und die behagliche Familienmuse hielt ihren Einzug. Aber nun sind die Schauspieler dieses Theaters wieder »bettlägerig« geworden. Man spielt einen Schwank, »Drahtlose Telegraphie«, von dessen Inhalt aus Sittlichkeitsrücksichten nur so viel (!!) verraten werden darf, daß ein Mann durch einen elektrischen Läuteapparat, den er in der Tasche trägt, vom jeweiligen

Belastungsgewichte seines heimischen Ehebettes drahtlos verständigt wird und so über Treue und Untreue seines Ehegespons orientiert – *zu sein glaubt*. Denn da sitzt eben der Knoten, den wir aus den oben genannten Gründen nicht *coram publico* entwirren können.

So sieht es jetzt an den Wiener Theatern aus. Man sieht, von dem nahenden Saisonschluß will man sich noch nichts merken lassen. Aber dennoch, in zwei Monaten wird man die Bilanz ziehen können. Man ist sich über diese Bilanz zwar jetzt schon im klaren. In materieller Beziehung überwiegt das »Haben«, in künstlerischer das »Soll«. Daran werden die nächsten Monate nicht viel ändern können. Da ja nunmehr die diversen Gastspiele am Programm stehen. Zwei von ihnen sind bereits absolviert: Am Raimundtheater rief Frau Pospischil als »Fedora« und als »Magda« in »Heimat« die Erinnerung an ihr einstiges starkes Können hervor und ließ gleichzeitig bedauern, daß diese Schauspielerin, deren Kunst heute freilich schon sehr verblaßt ist, die Hackzähne der Kritik zu verspüren bekommen mußte. Das hätte diese Schauspielerin nicht nötig gehabt. Es ist besser, in Schönheit zu sterben, als auf Kosten des eigenen künstlerischen Prestiges zu warten, »wie lange es noch geht«. Zur selben Zeit, da Frau Pospischil im Raimundtheater gastierte, gab »Mounet-Sully« in der Volksoper als »König Ödipus«, »Ruy Blas«, »Hamlet« drei Kabinettstücke seiner feinen Redekunst und Gestaltungskraft zum besten und erntete damit bei den literarischen Feinschmeckern – die gerade darin das Exquisite seiner Kunst erblickten, daß die von ihm dargestellten Personen mehr die Züge des Darstellers trugen als die ihnen vom Dichter gegebenen – reichen Beifall. Schließlich sei noch die Erstaufführung von Bernard Shaws Lustspiel »Der Liebhaber« registriert. Die Leute ohrfeigen einander in dem Stücke mit Bonmot-Sentenzen und Aperçus und hie und da kriegt auch das Publikum eines ab. Man will schüchtern fragen: »Aber wo bleibt denn da die Han-«, doch das Wort erstickt einem im Munde. Denn dort auf der Bühne sagt eben einer: Die Handlung ist dasjenige ...

Damit sei unsere Chronik der Wiener Nachsaison geschlossen. Über die Mai-Gastspiele wollen wir berichten, wenn die Schlierseer sich auf den Brettern unserer Bühnen nach einjähriger Pause wieder die Schenkel wund klatschen und dazu ihren Pään des »Holdrio« anstimmen werden.

Montagsblatt aus Böhmen, 4. Mai 1908

## 2. Wiener Brief

### *Der Festzugsrummel*

Der Fremde, der in diesen hochsommerlichen Junitagen den Boden unserer Stadt betritt, wird ein gar eigenartiges Bild empfangen: Er wird kaum noch recht den Bahnsteig verlassen haben und von der nächsten Plakatierungssäule wird ihm auch schon in fetten Lettern das vielzitierte Wörtchen »Festzug« entgegenstrotzen; er wird seinen Blick nach links wenden und ein aristokratischer Standartenträger wird ihn darüber beruhigen, daß beim Kartenbureau X noch gute Tribünensitze für 200 Kronen erhältlich seien; er wird sich dem Zentrum der Stadt – etwa dem Burgtore – nähern und wird behördlicherseits auf die Notwendigkeit verwiesen werden, einen kleinen Umweg zu machen, da der Festzug –; er wird den besagten Umweg machen und doch wieder umkehren, weil ihm ein im Torso-Zustande befindlicher Holzbau – Achtung auf den Festzug! – den Weg versperren wird; und dabei wird er zur Rechten und zur Linken, vor sich und hinter seinem Rücken nichts anderes hören als: »Ja wissen Sie, der Festzug –«; er wird die Zeitung zur Hand nehmen und gleich neben dem Berichte von der letzten Parlamentssitzung die Bemerkung finden, daß es für die Herren, die dem Festzuge beizuwohnen beabsichtigen, vorteilhaft wäre, wenn sie ihr Haupt mit Girardi-Hüten schmückten; er wird – vielleicht ein wenig mißgestimmt, vielleicht erheitert – schnell einige Seiten weiterblättern; »Der Prozeß wegen der Tribünensitze zum –«. Ja, nimmt denn das kein Ende? Er wird zu guter Letzt auf das rückwärtige Deckblatt seinen Blick werfen, um sich zu vergewissern, ob nicht eine alleinstehende Dame auf der Suche nach einem ebensolchen Herren sei, und wird statt dessen der rührenden Bitte einer armen Waise begegnen, ob eine hochherzige Gönnerin etwa bereit wäre, ihr Ringstraßenfenster mit ihr zu teilen, nämlich wegen des Festzuges. Und wenn sich dann der also geplagte Mann nächtlicherweise müde auf sein Lager sinken läßt, dann wird es ihm noch wie in Fieberhitze vor den Augen schimmern und um die Ohren sausen: Der Festzug! Der Festzug!

Die Wiener Bevölkerung hat nämlich zur Zeit ein wahrer Festzugsparoxysmus erfaßt. Das ist schon keine »freudige Aufregung« mehr, das ist eine ziemlich aufgeregte Freude. Und man hätte sie vor zwei oder drei Monaten – als in den Blättern zu lesen stand, der Kaiser hätte zur Abhaltung des Festzuges, vornehmlich mit Rücksicht auf den daraus für die Geschäftsleute erwachsenden Gewinn, nach längerem Zögern seine Zusage erteilt – schwerlich erwartet. Die Wiener

sind ja derlei rauschende Festivitäten, wenngleich freilich nicht so glanzvoller und imposanter Art, längst gewöhnt. Obzwar – damals bereits kam es zu einem leichten Kreuzfeuer der Meinungen. Es gab Leute, die die Wohltätigkeitsdevise dieses Jahres der Festzugsveranstaltung gegenüberstellten und von »Aufdringlichkeit« und »Gschaf-telhuberei« sprachen, und solche, die himmelhoch jauchzten. Die Gemeindeväter sagten: »Gott sei Dank ... der Fremdenverkehr«; die Geschäftsleute rieben sich die Hände; die Bevölkerung freute sich im vorhinein auf das schöne Schauspiel, das ihr geboten werden sollte, und die Wochenironiseure waren glücklich, etwas gefunden zu haben, woran sie ungehindert ihren Witz üben konnten. Die objektiven Beurteiler aber wogen ruhig alles Für und Wider ab und kamen zu dem Schlusse, daß der Festzug, was man auch immer gegen seine Veranstaltung einwenden könne, doch schließlich eine großartige Manifestation österreichischer Loyalität und Kaisertröue bilde und daß sich dieses Volksgefühl ja stets in einer solennen Kundgebung äußern will.

Dann hörte man von der Sache lange nichts. Bis ungefähr vor zwei Wochen. Da wurden nämlich in jenen Straßen, die der Festzug passieren wird, die ersten Vorarbeiten zur Errichtung der Tribünen getroffen. Und das wirkte auf die Bevölkerung geradezu elektrisierend. »Es wird also doch eine große Festlichkeit – – Tribünen!!« So mag es, wie Wippchen sagen würde, gesperrt gedruckt durch die Gemüter gegangen sein. Und nun begann das eingangs erwähnte Treiben. Eine wahre Auktion von Fenstern und Balkonen wurde veranstaltet, Tribünen-sitze um das Zehn- und Zwanzigfache des Kaufpreises wieder losgeschlagen. Eine Agiotage wurde getrieben, deren materielle Folgen nicht 20 Mißernten die Wage halten könnten; im heurigen Jahre wird es für die in den Festzugsstraßen wohnenden minder bemittelten Balkons- und Fensterbesitzer keine Zinssorgen geben. – Dann kamen die Verhandlungen und Debatten im Komitee, im Gemeinderate und Polizeipräsidium, welche Route der Zug nehmen sollte, und endlich die »Wünsche und Beschwerden aus dem Publikum«, betreffend das Belastungsgewicht der Balkone, die schlechte Lage einzelner Tribünen und die geringe Anzahl der für das stehende Publikum freigelassenen Plätze. Und mit dieser letzteren Frage trat die Festzugsangelegenheit in ein kritisches – einige überhitzte Köpfe sagten »in ihr Wiener« – Stadium. Die Sache wurde akut. Aber ein Ausweg war da nicht so leicht zu finden: Soll man die bei der voraussichtlich am Festzugstage herrschenden hohen Temperatur arg strapazierten Durchlauchs und gräflich Gnaden, die zumal an den historischen Helmen und Waffenröcken genug zu tragen haben werden, noch etliche Kilometer mehr

marschieren lassen, damit weitere Kreise ihres Anblickes teilhaftig würden? Oder soll man eine Menge der schon errichteten Tribünen wieder auflassen? Oder soll das zahlungsunfähige Publikum überhaupt nichts zu sehen bekommen? Aber schließlich hat der Opfermut der »Festziehenden« allen Bedenken ein Ende gemacht: Sie werden noch zwei Straßen draufgeben.

Hand in Hand mit diesen langwierigen Auseinandersetzungen und öffentlichen Diskussionen gingen die gewissen Gerüchte. Und für denjenigen, der lieber die humorvolle und erheiternde Seite der Dinge betrachtet – wir nehmen nicht an, daß einer skrupellos genug wäre, das Ganze Drum und Dran des Ereignisses ins Licht des Humors zu rücken –, für den war es ein ganz erkleckliches Vergnügen, den Prognosen und Mutmaßungen zu lauschen, die unter manchen Leuten im Umlauf waren. Die Bierbankpolitiker, denen es an den Normaltagen obliegt, beim zehnten Seidel für Österreichs Zukunft zu prophezeien, daß es sicherlich etwas »mit Tunis geben« und daß Montenegro dies begreiflicherweise zum Anlaß eines Angriffes auf Serbien nehmen werde, ebendiese Leute sprechen von einem voraussichtlichen Umsturz der Verhältnisse und stellen für den Festzugstag ganz ernsthaft – wer's nicht glaubt, zahlt einen Thaler – eine »Revolution« in Aussicht. »Wenn die Leute nichts sehen werden, kommt es zu einer Revolution.« Das wird so apodiktisch ausgesprochen, daß jeder Zweifel davor innehält. Aber nun *werden* die Leute ja sehen. Was selbstverständlich nicht hindert, daß die »Gerüchte-Ausstreuer« als echte Wortsmänner kein Haarbreit von ihrer Ansicht weichen und, um die Motive des plötzlichen Umschwunges in den staatlichen Verhältnissen unserer Monarchie befragt, die Achseln zucken: »Ja wissen S', die vielen Leut' ... und die Tribünen.« Dann gibt es Leute, die davon sprechen, daß die Bewohner des Wiener Whitechapel, die Platteninnungen, sich den Tag nicht entgehen lassen würden zu irgendeiner öffentlichen Ausschreitung. Die Nachricht ist zwar von Seiten der leitenden Männer von Wiens »Unteren Zehntausend« bislang nicht dementiert worden, aber sie gründet sich trotz ihres Wahrscheinlichkeitsklanges ja doch nur auf eine bloße Befürchtung.

Solche Hirngespinnste und Phantastereien hat das Festzugsfieber in den Köpfen unserer ruhigen Wiener Bürger hervorgerufen. Und die Aufregung selbst – ist sie denn verwunderlich? Sie mag ja anfänglich ein wenig fremdartig berührt haben. Aber man braucht bloß ihren Gründen ein wenig nachzugehen und wird sie für begreiflich finden: Die Freude steht ja im direkten Proportionalitätsverhältnis zur Befürchtung, daß sie gestört werden könnte. Und überdies: Der unge-

wohnte Anblick der Tribünen, die Angst, daß man am Ende nichts sehen werde, die großartigen Ankündigungen an den Straßenecken, die detaillierten Zeitungsberichte und nicht zuletzt die in mannigfachen illustrierten Tagesblättern reproduzierten Abbildungen des Festzuges aus dem Jahre 1879, die gewöhnlich mit der neckischen Randbemerkung versehen waren, daß der nunmehr abzuhaltende Festzug den früheren weit übertreffen werde – das alles mag nicht wenig zu dem »Festzugrummel« beigetragen haben. Die »Satiriker« freilich sehen nur das *fait accompli*, nicht aber die Ursachen, sie schwelgen in einem seligen »Hab'-ich's-nicht-g'sagt«-Gefühle, sie stimmen den alten Sang an: »Das ist halt weanerisch« und setzen ihren Spott an die naive Menge, welche – die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben – nur aus Schaulust dem Zuge beiwohnen will. Das wäre allerdings etwas stark. Obzwar wir nicht wissen, was die Leute eigentlich sonst zum Festzuge lockt. Und ist es denn so naiv, sich ein Schauspiel mitanzusehen zu wollen, wie es grandioser den Wienern nie geboten wurde und das, von Künstlern arrangiert, auch das künstlerische Interesse nicht unbedeutend weckt? Aber eines muß bemerkt werden: daß nämlich diesmal nicht, wie es bei Anlässen ähnlicher Art so oft zu geschehen pflegt, über dem ganzen Festlärm der Gegenstand des Festes vergessen wurde, sondern daß man immer wieder des Monarchen gedenkt, der durch 60 Jahre die Geschicke Österreichs geleitet hat.

So sieht denn Wien in erwartungsvoller Freude dem Tag des 12. Juni entgegen. Die diversen Fragen sind zu allseitiger Befriedigung gelöst wurden, die Aufregung legt sich allgemach und an ihre Stelle tritt die frohe Erwartung des letzten Augenblicks. In herrlichem Blau erstrahlt der Wiener Himmel. In der Stadt herrscht Festesstimmung und Festesfreude. Und nach langer Zeit beherbergt Wien wieder eine stattliche Anzahl Fremder in seinen Mauern. Die Bevölkerung läßt ihre längst gerühmten und doch nur von schlechten Kennern der Stadt als ihr Charakteristikum bezeichneten Eigenheiten zur Parade spielen, die Kutscher schimpfen, daß es nur so eine Lust ist, die Kellner bringen erst nach einstündiger Pause, in der dem Gaste Zeit belassen ist, über die Wiener Gemütlichkeit nachzusinnen, ein »schönes Fleischerl« und sogar die Kommis bemühen sich, den Fremden auch die Fremde heimisch zu machen, indem sie in Erinnerung an die in irgendeiner Schule erworbenen Kenntnisse nie anders als mit »*Good bye*« grüßen.

Montagsblatt aus Böhmen, 8. Juni 1908

## 3. Hadubrand

*Ein Schauspiel*

Im Auftrage des »Vereines zur pietätvollen Dramatisierung kraftvoller deutscher Heldensagen« herausgegeben und mit Dialogbemerkungen versehen von

J. Gerhart,

Hauptmann des Infanterieregimentes »Prinz Goethe« a. D.

Die Kraftausdrücke stammen aus dem Atelier Erdgeruch & Cie.

## 1. Szene

Wald, Bäume

*Hadubrand* (steigt vom Pferd): Eija, eine orntliche Hitz'n hat's. Puh! 's brennt die Sonn' auf mein Genack, daß es schier aussehen muß wie ein gewürfelt Fürtuch.

(Sieht sich um.)

He! Heda! Kein Mensch da, daß ich 'was kriegen könn't' zur Kehlenfeucht? Psss! Kommt da nicht wohl einer? Halt!!

## 2. Szene

*Hildebrand* (auf einem Falben): Wer bist du, eisgrauer Popanz, daß du mir den Weg versperrst?

*Hadubrand*: Wenn du nicht bald deine junge Fresse sperren wirst, will ich dir helfen!

*Hildebrand*: Reiz mich nicht! Ich werde zum rasenden Tier, wenn ich gereizt bin!

*Hadubrand*: Eija, du gefällst mir, Ritter. Hast einen starken Sinn und gefällige Lenden.

*Hildebrand* (haut nach ihm): Du — — — schweig!

*Hadubrand* (klatscht ihm auf die Beine): Ein paar feiste Stelzen. Mußt gar gut den Weibersleuten zu Aug' stehn.

*Hildebrand*: Schweig, sag' ich.

*Hadubrand*: Nu, nu — nicht gleich hitzig. Du gefällst mir, weißt du.

*Hildebrand*: Warum sprichst du so? Ich mag's nicht leiden. Es stößt mich ab (schwärmerisch) weit, weit weg. Warum sprichst du so?

*Hadubrand*: Ei nun, z'wegen der psychologischen Entwicklung. — Bist auch gar gut entwickelt, junger Rittersmann.

*Hildebrand*: Höre auf!

*Hadubrand:* Ei, laß mir mein schlesisch-mittelalterlich-journalistisch Maulwerk. Bist doch gut entwickelt.

*Hildebrand:* So soll das Schwert mir helfen!

(Er springt vom Pferd, stürzt sich auf Hadubrand.)

*Hadubrand:* Hilf! Mi' ham s' g'stochen!

(Sie ringen weiter.)

*Hadubrand:* Wart' ... ich will dir ... wir kommen aus der Manege ... 'n Schulterdrehgriff ... (verzückt) Wo hast du deine Kraft her? Diese Kraft! Und diese Lenden! Schilt meine Sinne nicht vertrackt, aber du bist so griechisch, so schön!

*Hildebrand:* Luder! Schweinevieh! Mistkäfer!

*Hadubrand:* Himmelwetterschwerenotvierwaldstätterseedampfschiff-fahrtaktiengesellschaftteilhaber! ...

(Anm. der Red.: Die folgende Szene schildert eine strafbare Handlung. Die Zensur hat sie gestrichen. Na ja.)

### 5. Szene

*Hadubrand* (erkennt einen Flecken auf Hildebrands vielzitiertes Körperstelle): Ha! – – – He! Hi! Ho! Hu! An diesem Flecken seh' ich's ... Du bist mein Sohn! ... Hab' ich's doch gedacht.

*Hildebrand* (demütig): Was befehlen? Bitte sehr, bitte gleich!

*Hadubrand:* ... hab' ich's doch gedacht.

*Hildebrand* (weinend): Warum hast du *das* getan?

*Hadubrand* (schmerzlich, begütigend): Es ist eine originelle Auffassung.

*Hildebrand* (tonlos): Wessen?

*Hadubrand:* Unserer vor 1500 Jahren erfolgten Zusammenkunft, die damals unvollendet geblieben ist.

*Hildebrand:* Was heißt das?

*Hadubrand:* Hab' ich dir's nicht menschlich nähergebracht?

*Hildebrand* (wie ein Hunderl): *Das???* Viechisch nahe!

*Hadubrand:* Und das pathologische ...

*Hildebrand:* Was heißt das alles?

*Hadubrand:* Weiß ich's? Weißt du's? Wissen wir überhaupt, was wir reden? Wir sind nur psychologisch zu begreifen. Wir sind ...

*Hildebrand* (ein rötlicher Schimmer fällt auf die Szene; das Orchester fällt dröhnend ein): ... Meschugge!!

(Vorhang)

## 4. Kaffeehausfrühling 1909

*Tisch A*

(Type: Statistik)

Eine Korona von Männern, Männern im wahrsten Sinne des Wortes. Sie spielen das Gesellschaftsspiel »Politisieren«. Dabei hat immer einer, mit der Rechten Schwimmtempi machend, eine Behauptung aufzustellen und fünf andere müssen ihm a tempo mit den Worten »Entschuldigen Sie, Herr« in die Rede fahren. Wer dann am lautesten schreit, ist »Politiker« und das Spiel beginnt von neuem. Jetzt spricht eben einer, der Typus des echten Mannes und Bürgers, der auf der »Elektrischen« immer auf den lieben Wiener Schlendrian schimpft. Er preßt beim Sprechen den Zeigefinger an den Daumen, indes die anderen Finger sehnsüchtig aufwärts blicken, hat ein kräftiges Gesäß, eine rasselnde, knarrende Stimme, sagt »tabula rasa« und trägt Zwicker.

*Der Politiker:* »... sage Ihnen, Serbien hat jetzt eine Armee von 87.000 Mann ...«

»Entschuldigen Sie, Herr!«

»Aber wenn ...«

*Der Politiker:* »... 87.000 Mann. Ich bitte, ich weiß es ganz genau. Ein Kuhsän von mir ...«

»Entschuldigen Sie, Herr!«

»Aber wenn ...«

*Der Politiker:* »Ein Kuhsän von mir war voriges Jahr – Sie kennen ihn doch, der bei Pollak & Söhne – in Serajewo, und da hat er mir gesagt, »Ignatz«, sagt er, »ich habe mit dem Regierungskommissär ...«

»Aber entschuldigen Sie, Herr ...«

»Aber wenn ...«

*Der Politiker:* »... Kletzner gesprochen und der hat mir gesagt: Serbien hat 87.000 ...«

»Und ich sag' Ihnen – ich war ja selbst unten ...«

»Es sind 88.000.«

(Die Herren einigen sich auf 87.500.)

*Tisch B*

(Type: Bildsprache)

»... Schauen S', ich hab' m'r denkt, wenn Österreich in dös Serbien einahaut und der Bulgar kommt her und gäbert denen a Watsch'n, fallert Rußland am Hintern ...«

*Tisch C*

(Type: Diplomaten)

»Und ich werde Ihnen etwas sagen, das hat nur *Japan* wollen. *Japan* hat davon den Nutzen! Wenn Rußland mit der Türkei anfängt, so wird natürlich England seine ganze Flotte zusammenziehen und Japan kann dann Indien okkupieren ...«

*Tisch D*

(Type: Osten)

»Sie werden sehen, das Ganze wird an den Juden ausgehen.«

»Was reden Sie mir! Wissen Sie, was ich gehört hab'? Der Kronprinz von Serbien soll ein Jud' sein.«

»Machen Sie keine Witze! Ist denn das möglich?«

»Wie ich da sitz', der Kronprinz von Serbien is ein Jud'. Der König hat eine Kohn geheiratet ...«

»Was Sie sagen! Aber wissen Sie, was ich gehört habe: Der König von Bulgarien soll getauft sein ...«

(Ihm ins Ohr) »Und Bismarck ...?«

*Tisch E*

(Type: Hamur)

»Ah, mir wern's ihna scho' geb'n, dena (schallendes Gelächter) Krowoten ...!«

*Tisch F*

(Type: Edel sei der Mensch!)

*Eine Achtzigjährige* (weinend): »... und unserm alten Kaiser ...«

*Tisch G*

(Type: Patriotismus)

Er, sie, es.

*Er*: »Um Gottes willen, vielleicht muß unser Alfred sofort einrücken!«

*Sie*: »Gräßlich! Hoffentlich wird er nicht genommen. Alfred, hinkst du nicht?«

*Es* (boshaft): »Nein.«

*Sie*: »Aber die Hand hast du dir vor drei Jahren verstaucht.«

*Es*: »Ist schon längst gut.«

*Sie* (bebend): »Aber kurzsichtig bist du doch.«

*Er* (hält dem Sohne eine Zeitung vors Auge): Kannst du das lesen ...?«

### *Tisch H*

(Type: Rembrandt)

(Zeichnend) »Hier hast du die Drina. Und hier stehen die Serben. Dann mußt du dir hier (er fährt jemandem ins Gesicht) die Russen denken und hier ...« (der Tisch fällt um, drei Wassergläser mit.)

### *Tisch I*

(Type: Alexander)

*Der Sprecher* (grandios): »Die Maschinengewehre sind ja glänzend, (schmackhaft) mit einem Schuß kann man zehntausend Leute niederknallen.« (Am Nebentisch niest jemand; der Sprecher fällt in Ohnmacht. Aufruhr, Essig, Umschläge.)

### *Tisch K*

Der Autor beendet rasch diese Aufzeichnungen und begibt sich sodann an den einzigen Ort, wo er vernünftige Menschen zu finden hofft: nach Steinhof.

Die Muskete, 1. April 1909

## 5. Kultur

### *Impressionen eines Passanten*

Das Wort Kultur, dieser weit faßbare Begriff, der gerade dort, wo seine Niederschläge unbemerkt bleiben, als Verlegenheitsschlagwort dienen muß, hat vor gar nicht langer Zeit eine Art Neubelebung erfahren. Früher war das Wort ein *terminus* für jene besonderen Menschen, bei denen alle Bildung, alle Kämpfe und alles Streben, die Vornehmheit des Wesens und der Anschauung ihrer Väter und der Boden ihrer Entwicklung mit seinen schönen Eigenheiten fortwirkten und wahrnehmbar sind. In seiner Bedeutung als Bezeichnung historisch-

organischer Entwicklungsprodukte wurde das Wort neu entdeckt. In Wien war dies um die Zeit, als man dort einige baufällige Häuser der inneren Stadt, stolze Zeugen der Geschichte, Jahrhunderte alt und zum innersten Wesen der Stadt gehörig, im Interesse des Verkehres und der Wohnlichkeit niederzureißen begann und damit die Schönheit der Erinnerung der kommunalen Notwendigkeit opferte; in den Tagen, da das Kabarett nach Wien verpflanzt wurde und man in richtiger Aversion gegen dessen laute Kunstgebärden und die bläßliche Nachtpoesie den Gegensatz von einst und jetzt hervorhob; als eine literarische Richtung Mode ward, die Wien auf ganz unwienerische Art zu preisen begann.

An die Stelle der Miterlebenden trat die überschauende Wiener Skizze, an die Stelle des Dialekts, an die Stelle der einfach aufhorchenden und dann aufnotierenden Wiener Schilderer, die ganz in ihrem Milieu eingewoben waren, trat der Wiener Essay, trat eben die Entdeckung Wiens. Damals bekam das Wort »Kultur« in jenem anderen Sinne Kurswert, es wurde zum *verbum publicum* und endlich zum Marktwort. »Kultur haben« war die neueste Mode. Der Wiener Jüngling nahm eine Pose ein, daß ihm aus allen Fingerspitzen Mozart schauen mußte. Sehnsuchtsvoll fing er an, durch die alten Schnörkelgassen zu schleichen, und man verdammte das Minderwertige oder Mittelmäßige, den Effekt und den Lärm, die Aufdringlichkeit und Geschmacklosigkeit nicht aus Bedürfnis oder Anschauung, sondern weil man »Kultur hatte«. Auch für den geistig Minderbemittelten ward es nun eine Lust zu leben! Man gab nicht mehr für Bier und Wein sein »letztes Krاندl«, sondern für ein Stückchen Mozart, man geriet nicht vor den Volkssängern, sondern vor einem »Waldmüller« in helles Entzücken. Freilich: um wie viel näher stand doch der Wiener Rindfleisch-Enthusiast dem Wiener Wesen als diese Kultur-Fadiane, die Wien »entdeckt« zu haben meinten. Schließlich aber: Wien ist groß und kann den »Kultur«-Typus vertragen ...

Prag schien, von weitem gesehen, von diesem Typus verschont zu sein. Wie mag es in der Nähe wirken? Ich ließ mir also ein Reisehandbuch geben.

»Eine alte Stätte der Kultur«, unterbrach mich der Prager Buchhändler.

Mir ward ängstlich zu Mut. Am Ende, so dachte ich, wird mich schon am Abend der Herr Soundso fragen: »Nun, was sagen Sie zu unserer Kultur?« Darauf muß man doch etwas antworten, und so erstand in der Phiole meiner Phantasie ein Homunkulus: mein Fremdenführer.

»Ich bitte schön, ich möchte hier gern die Kultur sehen. Können Sie mir sie zeigen?«

Der Fremdenführer nahm mich unterm Arm: »Gern, gern.« Und nun begann sein Vortrag: »Die Kultur unserer Stadt läßt sich in drei Sehenswürdigkeiten teilen. In die vielhundertjährige Überlieferung, die Romantik und das geistige Leben. Was wünschen Sie zuerst zu sehen?«

»Die vielhundertjährige Überlieferung – ist nicht zu weit bis hin?«

»Die Überlieferung ist nicht auf einen Ort beschränkt, sie blickt uns überall entgegen. Auf Schritt und Tritt nehmen wir sie wahr. Wir atmen sie mit der Luft ein; denn Sie müssen wissen: die Prager Luft besteht aus sechzig Prozent Stickstoff, dreißig Prozent Sauerstoff und aus weiteren zehn Prozent Kultur.«

Ich erbebe.

»Hier«, begann der Fremdenführer wieder, »sehen Sie dieses Gebäude. Es ist tausend Jahre alt.«

Ich nahm den Hut ab.

»... Es stammt aus der Zeit ... des III.«

Das andere blieb mir unverständlich. Es war ein *mixtum compositum* von Konsonanten. Ich sah das Gebäude nochmals an. Tausend Jahre! ... »Wenn man bedenkt ...«

»Bravo, sehr gut!« sagte der Fremdenführer, »Sie werden sich in Prag sehr leicht einfinden.«

»Wieso?«

»Haben Sie nicht gesagt: Wenn man bedenkt ... Hier sagt jeder: Wenn man bedenkt ... Man sucht quasi damit eine Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart. Man will sich eine schöne Augenblicksvorstellung schaffen; die Tatsache der Fünfhundertjährigkeit eines Gebäudes in sich ästhetisch projizieren. Man will es im Momente voll erfassen: Eine so lange Zeit! Was hat dieses Gebäude nicht gesehen! Man nennt das historische Betrachtung. Sie wissen ja, welches Vergnügen diese historische Betrachtung gewährt. Sie bietet erst das Verständnis ...«

»Pardon! Aber im Augenblick, wo man erst die Brücke über die Vergangenheit zu schlagen sucht und mit dem ›Wenn man bedenkt‹ die Vorstellung in den Kopf bohren will, in dem Moment ist man eben solcher historischer Betrachtung und des historischen Verständnisses nicht mehr fähig, es bildet dann einfach nur eine Konstruktion historischen Blickes. Aber es gibt wohl auch solche mit historischem Gefühl in Ihrer Stadt? Was machen die? Haben die eine Nebenbeschäftigung?«

»Nein ... ihre Beschäftigung wächst aus ihrem Gefühle. Wir sind hier eigentlich bei der zweiten Sehenswürdigkeit; bei dem regen geistigen Leben. Sehen Sie dort den gebückten jungen Mann ...«

»Apropos, ich sehe hier so viele gebückte Leute. Woher kommt das?«

»Von den engen Stadtteilen. In der Altstadt zum Beispiel ...«

»Aber verzeihen Sie, da soll man sie einfach einreißen!«

»Warten Sie! Bleiben wir erst bei dem jungen Mann dort. Sehen Sie, was er jetzt treibt.«

»Ja, er sieht auf den Kirchturm und trägt etwas ins Notizbuch ein.«

»Er dichtet. – Er denkt jetzt: ›Diese Kirche stammt aus der Zeit Karls des Vierten. Über ihr wölbt sich ein blauer Himmel. Das Märchen spinnt hier. In diesen engen Gassen wohnt das Märchen.‹ Das ist das Schema der Prager Dichtung.«

»Doch wohl nur der ›Kultur-Dichtung?‹ Diese hier werden sagen: ›Wenn man eigentlich bedenkt.‹ Sie sind gar nicht poetisch, und wenn sie vor einem uralten Bauwerk stehen, so haben sie nur die Impression: ›Tausend Jahre! Ein schönes Stückel Zeit!‹ Und auf den Tanzunterhaltungen werden sie in der Ecke stehen und einer Verehrerin mit umflorstem Blick die stereotype Antwort geben: ›In Prag webt das Märchen.‹ Übrigens wissen Sie, was mir aufgefallen ist: Hier tragen die Dichter noch Locken.«

Der Fremdenführer mißmutig: »Sonst wären es doch keine Dichter!«

Ich war dann mit dem Fremdenführer in einem Literatencafé. Wir standen noch immer beim Kapitel: Reges geistiges Leben. Er hatte mir eine Zeitschrift zu lesen gegeben.

»Sagen Sie, sind alle Dichter hier so farbensüchtig?« Ich wies auf ein Gedicht.

»Das ist das Prager Farbenspektrum.«

»Das ist nicht richtig. Notabene mir scheint es, als hätten die Leute hier alle noch das, was man anderwärts nicht mehr hat. Bei ihnen lebt jede Mode dreißig Jahre länger. Hier denken die Leute noch präzise, exakt, sprechen in harten logischen Resultaten und schießen nie leichtfertig und satirisch über das Gedankenziel hinaus. Sie sind langweilig-konkret. Mir kommen diese Prager Kultur-Dichter mit ihren Sehnsüchten vor wie Bettelbuben, oder sie posieren die Bettelbuben. Ich sage Ihnen nochmals, die Häuser müßten ...«

Der Fremdenführer unterbrach mich: »Ist Ihnen hier nichts aufgefallen??«

»Ja ... ich glaube ... Sie meinen, daß alle Leute hier immer von Prag

reden, rein als kämen sie alle erst hier an: Die Leute sind hier so bewußt im Besitze dessen, was für das Ohr des Fremden den Begriff ›Prag‹ ausmacht.«

Er wurde sehr finster.

»Nein, das meine ich nicht, aber ob Sie nicht dort den Doktor Kohlbach bemerkt haben?«

»Doktor Kohlbach?«

»Der den Briefwechsel geführt hat.«

»Mit wem?«

»Sie wissen nicht? Mit dem Justus Köstlitz.«

»Entschuldigen Sie – ich kann nichts dafür, aber wer war das?«

»Was, Sie kennen Herrn Justus Köstlitz nicht? Der die hübschen Oratorien in Gablonz geschrieben hat?«

»Gut, daß Sie auch davon sprechen. Ich wollte Ihnen noch sagen, daß es doch Prag gar nicht nötig hat, stolz auf den Unbedeutendsten als den Sohn seiner Heimat hinzuweisen. – Es hat der Bedeutenden genug.«

»Und in diesem Kleinkram liegt eine solche ...«

Da wurde er wütend. –

»Wenn so ein verdammter Fremder seine Nase zwei Minuten in unsere Stadt hineingesteckt hat ...«

»Entschuldigen Sie, wer sagt Ihnen, daß der autochthone Prager in der Beurteilung seiner Stadt am autoritärsten ist? Der erste Eindruck ist der richtigste, Sie können sagen, was Sie wollen. Und wenn man nach längerem Verweilen alles kleinlaut zurücknimmt, so kommt das nur davon, weil man sich eingewöhnt hat. Und übrigens: was sage ich denn viel? Äußerliche Lächerlichkeiten, die wirklich nur beim ersten Aufenthalte recht wahrnehmbar ...«

Aber ich hatte meine Gedanken zuviel vor ihm dezentriert.

Er zersprang ...

Am Abend brachte ich Herrn Soundso folgende Aphorismen, die Augenblicksempfindungen zu Grundsätzen erweitern:

Prag kommt vor lauter Vergangenheit zu keiner Gegenwart.

Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden.

Die Prager kennen ihre Eigenart zu gut. Sie sind sich ihrer zu bewußt.

Die Prager sind sehr »konkret« und »trefflich«.

Sie sollten auf ein Jahr die »Kultur« brach liegen lassen, in die Speisen stellen. Dann wird hier die Zeit fortrollen und die Enkel werden sich dankbar – nach Prager Art – in jenes Jahr zurückversenken.

Prager Tagblatt, 13. August 1909

## 6. Wiener Brief

Am Samstag, dem 23. Oktober, hat sich das Wiener Burgtheaterpublikum zum erstenmale mit solcher Macht übergeben, daß man hoffen kann, die sechs Geschmackvollen, denen die Feder in die Hand gegeben ist und Hirn in den Kopf, werden nicht wieder erst in langem Raisonnement mit ihrem kritischen Gänsekiel den Gaumen der literarischen Zuhörerschaft kitzeln müssen, damit alles, was sich in ihrem Magen an verdorbenem Geschmack, deplaziertem Gefallen und genossenen Premieren angesammelt hat, einen Ausweg finde und sie, furchtsam und mürbe geworden, sehr skeptisch und in langer Überlegung den neuen Männern der Literatur gegenüberreten können. Daß der aus Gift und Lachen zusammengesetzte Widerwille, der sich an diesem Abend einem Theaterstück entgegengesetzte, nicht aus gutem Geschmack und verständnisvoller Einsicht geboren war – denn dem Verfasser gibt das Glück, daß sein Stück neben allem anderen auch vom reinen Amusements- und Theaterstandpunkt schlecht war, die Berechtigung, statt von ungeheurem Auslachen ganz literarisch-sachlich von einem Durchfall sprechen zu können –, daß der Ekel sich diesmal also nicht aus Geschmack und Intellekt losgerungen haben mag, tut nichts weiter. Es ist für jene, die sich gegen die Hans Müller-sche typische Produktion empörten, die von vornherein eine Ekelszweieinheit in sich schlossen über die »Persönlichkeit« und sein »Werk«, ganz genug: das vielleicht sogar zufällige Zusammentreffen zwischen einem Premierenabend, an dem ein Skriptum Hans Müllers aufgeführt wurde, und einer Art des Publikumsprotestes, wie sie nach Angabe der ältesten Burgtheaterbesucher noch nicht erlebt war, daß man also *dolo* für »Ablehnung«, wenn man gerade will, »Auslachen« substituieren kann und damit nichts weiter tut, als daß man einfach seine gerechten Motive dem auf literarische Schmähhs hineinfliegenden Publikum unterschiebt. Ich glaube, soviel Freude hat im intellektuellen Wien selten geherrscht, als wie die Kunde von diesem Theaterabend kam.

Es läßt sich nahezu durchgängig von den zeitgenössischen Theaterautoren und ganz sicher von den Hans Müller wesensverwandten sagen, daß das, was sie schreiben, *so wenig es ihr Selbstkonterfei ist, so sicher auch von ihnen unlöslich ist*. Das heißt: Alle Hans Müller *machen*. Selbstverständlich – es muß auch nur der Vollständigkeit zuliebe gesagt sein – ohne den geringsten dichterischen Funken, ganz nüchtern und blaß (grün, nicht im Sinne des Lebensbaumes, sondern des jugendlichen Literaturmathematikers, wäre besser; Hans Müller

könnte ich am besten den Repräsentanten der grünen Muse nennen); aber sie sind *raffiniert*: Theatereffektszenen, die sie sahen, klingen ihnen im Ohre nach und sie schreiben lesend, auf ihre vergangenen Impressionen horchend und sie durch neue Ideen – raffinierte Ideen voll bürgerlicher Unmöglichkeit, die ihnen zufällig auf der Straße einfallen oder die sie aus einem im Geiste – – geschaffenen Komplex von Bühnensituationen herausdenken und die, beim halbwegs Vernünftigen an den Etappen der in Betracht gezogenen literarischen Kategorien wie: Drama, Roman, Novelle, Skizze vorbeieilend im Witzblatt-Aphorismus münden – bis zur Pseudo-Eigenartigkeit garnierend.

Und sie sind *antizipativ*: Ich glaube, sie beginnen ihr Schaffen damit, daß sie die gedruckte Kritik über das zu vollendende Werk sich vergegenwärtigen, vielleicht sogar die Unverschämtheit haben und vorgestellten kritischen Ausdrücken die darauf passende Handlung stellen, sich die Heiterkeit ausmalen, ehe sie heitere Szenen schreiben, recht anmutig-abenteuerliche Titel ersinnen und selbst im Personenverzeichnis wieder nachempfindend geistreich sind. Sie haben nicht einen Zipfel der Gesellschaft gesehen, die sie schildern, aber sie schildern sie mit so gerechter Entrüstung, daß man glaubt, ihr Wohl und Wehe stände im Bande dieser Gesellschaft. Sie sind *vornehm*: natürlich ist es eine bessere Gesellschaft, die sie zeichnen. Sehr gern empfinden sie die »Simplicissimus«-Satire nach: sie wollen die Kraft aufbringen, über alle zu lachen vom Dichterpodium herab, aber sie wissen nicht, daß dreihundert ebenso denken und vierhundert höher; sie, die Parodie-Bedürftigen, karikieren kokett von ihrem rüttligen normalen Verstandesboden aus den Übergeist, sie werden über patrizische Barfuß tänzer satirisch, die sie weder je gesehn noch die ihnen etwas getan haben, und sie entwickeln da eine pikfeine »überspitzte« Satire, die sie, wie gesagt, schon im Theaterzettel merken lassen (dieser verrät übrigens am besten ihr Eindruck antizipierendes Schaffen). Und in das Ganze hinein kommen ihre Gedanken – hat man schon ein besseres Wort für »nebbich«?

Das ist ihr Schaffen.

Ihr Leben aber ist ganz der notwendige Ausdruck dieses Schaffens, es ist in seiner Wirkung gleich und sie genießen sich manchmal gar nicht, ihren Entwicklungsgang einem Interviewer einzugestehen. Natürlich haben sie im Gymnasium schon gedichtet. Aber das tut nichts. Jeder »Faust« geht über ein Ritterdrama. Aber sie schreiben eben keine Ritterdramen. Die Gesellschaft hat es ihnen schon mit fünfzehn Jahren angetan. Und dann tritt die Literatur ernst an sie heran. Sie haben sich den Mund noch nicht vom heimischen Käse gereinigt und

träumen schon von silberweißen Pappeln und violetten Nixen. (Hab' ich in Österreich einmal etwas zu sagen, so diktier' ich für jedes solche Traumleben 24 Stunden Hausarrest und die Absprechung der bürgerlichen Ehrenrechte.) Und nach dem ersten »Wurf« antizipieren sie gleich wieder. Sie antizipieren den Satz aus der Literaturgeschichte: Er wurde hierauf in der Gesellschaft sehr gefeiert und war überall geladen. Das wird er nun zwar nicht. Aber er ist wahrscheinlich nicht unbemittelt, kann sich literarische Passionen gestatten und so verschafft er sich Karten in die Gesellschaft. Da steht er nun überall mit seinem 25jährigen Glatzkopf, nachdenklich und rasiert, ein Großer, den die Gesellschaft anekelt – das heißt, wenn er über sie schreibt. Er umgürtet sich mit dem ganzen Stolze seiner Dichtkunst und ist kein Dichter. Und da begreift man zuerst Bleibtretus Mißverständnis, der einen kleinen Kreis mit dem Ganzen verwechselte.

Dieses Leben also deckt sich mit dem Schaffen, jeder, der so schreibt, trägt sich so im Leben. Und dennoch – träumt er wirklich von Silberpappeln, ist er ein Gesellschaftshasser, denkt er so parfümiert? Keine Spur.

Er ist der Typus des Stückmachers. Der erste Stückmacher ist gespritzt. Evviva Burgtheater.

Montagsblatt aus Böhmen, 1. November 1909

## 7. Epilog zu den Lueger-Nachrufen

Wie heißt doch die alte gemütsreligiöse Redensart, die hundert aufhuschende Neigungen und Gedanken so vornehm zudeckt, die Takt ersparend eine offene und darum nur noch überflüssigere Chiffre für das darstellt, was man gerne frei herausgesagt hätte, dieses abgebrauchte Demonstrationswort jeder humanistisch gebildeten Vorstandsrede, das man schon deshalb anzuwenden sich schämt? Es hat jetzt in Wien vielen, die dem Lebenden oft erwiderten und sich nie mit ihm beschäftigten, die scheinbar nur auf einen großen Anlaß warteten, der sie sprechen lassen konnte, aus der Not geholfen, und in dieser Stadt, in der der oberste kritische Ausdruck stets lautete: »Menschen, Menschen san mir alle«, begann fast jeder Nachruf: »*De mortuis nisi bene!*« Das heißt aus dem gesättigten Trauerpathos zurückübersetzt in die Empfindungen des Schreibers: Wenn ich reden könnte!

Warum nicht, meine Herren? Freilich: Vor dem Souverän Tod schweigt man. Wie aber dann, wenn früher der Mund nie aufgemacht wurde und es höchstens zu einer um Recht und Unrecht gehenden

advokatorischen Polemik eines Parteihitzen kam, deren Höhepunkt etwa der siegreiche Hinweis bildete: »Früher hat er anders geredet«, oder zur würdigen Verwahrung eines in liberalen Ehren grau gewordenen Politikers mit der nützlichen Endperspektive: »Es wird schon anders werden.« Wenn Sprechen eine Volksnotwendigkeit war, vielleicht die Äußerung eines geistigen Selbsterhaltungstriebes; wenn mit dem Manne mehr noch als bloß das politische Kapitel der Zeit verknüpft war und dieser Mann viel Zeitübel repräsentierte und am Gewissen hatte; und wenn dann gar die Todesbetrachtung, die posthume Kritik so jämmerlich, so unwahr oder unvollkommen, so unzutreffend und unwesentlich ausfiel; die klerikalen Blätter erhoben ein Wehklagen, in das nicht einmal ihre Anhänger eingestimmt haben dürften, und wünschten dem lieben »Parteivatern« eine gute Reise in den »Himmel«; trugen ihm noch einen artigen Handkuß an die Frau Mutter auf; die »gemäßigten«, vornehm nach der Überlieferung und aus Existenznotwendigkeit, nahmen die mittlere geometrische Proportionale, ließen Politik und Persönlichkeit rechts und links und begaben sich auf das unangreifbare Terrain einer ganz lokalen Beurteilung des ersten Mannes der Kommune. Was wurde unter ihm errichtet und wie weit war er ein echter Wiener? Dann kam eine Gruppe, die sich aufs literarische Feld schlug und das schwierige Problem behandelte: »Wie wird man populär?«; die eine mehr oder minder treffende Analyse seiner Persönlichkeit gab, wobei sie ihn freilich nur auf jene Substanzen hin untersuchte, wider die Feind und Freund nichts sagen konnte; dann die »taktvollen«, die es sich gewiß fest und sicher vorgenommen hatten, überall mäßig, pietätvoll, greifend zu bleiben und nebenher kleine fein merkbare Gesinnungskörnchen auszustreuen. Aber Takt ist eine schwer erlernbare Tugend und doppelt schwer für jenen, den bei seiner Betätigung eher Berechnungs- als Herzensrücksichten leiten; so wurden aus diesen Gesinnungsartikeln Panegyriken, wie man sie selten hört, unbedingte Lobpreisungen, die dem Gegner noch die Waffe gaben: »Wenn es die Gegner selber sagen!« Das Echo in der Parteipresse aber war noch undankbarer – sie rektifizierte in einer Kritik der Kritik jedes schwächere Lobes-, jedes herbere Tadelswort. Dann die offenen, scharfen Luegerfeinde; da konnten denn die feuilletonistischen Freigeister keck heraus mit dem Wort »Jud« und noch obendrein mit der populären Konstatierung, daß der Bürgermeister einmal freundlich mit Herrn Leib Löw gesprochen habe; und endlich nicht die Feinde, sondern die Gegner: mit gerunzelter Stirn, kalt und kritisch, mit der sehr richtigen und oft wiederholten Erklärung: »Er hat den Geist der Reaktion ...«

Das gab zusammen ein Kunterbunt von Taktkrämpfen, von Charakterisierungsstrichen und Weihrauch, viele biographische Bildchen, die auch vieles wahr malten, ein Allerlei, das einen hätte weiter nicht viel bekümmern müssen; aber wenn nun schon die Zeit über niemand das Wesentliche und Bedeutsame der Persönlichkeit und des Regimes des verstorbenen Bürgermeisters, das dem kritischen Auge so leicht faßlich war, besonders hervorgehoben hat, wenn schon gerade das, was die Besprechung dieser Person wichtig macht, nicht gesagt wurde, soll man warten, bis die Nachrufe ergänzt und berichtigt werden? Vielleicht findet man den gegenwärtigen Zeitpunkt für nicht ganz passend, aber wann hat man je früher gesprochen? Nie war es notwendiger als jetzt, da der Abgott verschieden ist, *saluti reipublicae* und als Introduction zu einem neuen Zeitabschnitte, ernst herauszusagen, was einem nicht gefallen hat und worüber man lacht. Man hat längst nicht mehr gekämpft mit den Rathausleuten. Nun sollten sie auch wissen, warum.

Daß Dr. Lueger als Bürgermeister Tüchtiges geleistet hat; daß er sicher viel modernisierte; daß er die ausgezeichnete Kraft hatte, für Millionen Führer zu sein; daß seine väterliche, gesunde, durch die rastlose Arbeit souveräne, gottgläubige, brave, humoristische und bei aller Gemütlichkeit frisch-temperamentvolle Art Aug' und Herz so wohlgefiel, daß man sich mit einer nüchternen Betrachtung fast ungerne heraustraut, ist gesagt worden. Die den Tagesbericht im Tone des Historikers abfassen, die über den Tag hinaussehen wollen und jeder Persönlichkeit gleich die Vignette für den Zettelkasten der Geschichte mitgeben, haben wohl etwas zu allgemein und bedeutsam die Formel gefunden, daß er das klerikal-reaktionäre Einschläferungsprogramm für den Wiener Geschmack gut zu präparieren wußte, daß er mit Gott, Vaterland, Humor und Mundart uralte österreichische Intentionen populär machen konnte.

Das alles wurde gesagt, es ist alles mehr oder weniger wichtig und richtig und es ergibt zusammen den Teil einer Gesamtkritik, deren Hauptpart noch ungeschrieben ist. Denn die Analytiker seiner Persönlichkeit und Kritiker seines Werkes, die auf naturhistorischen Pfaden den Quellen seiner Macht nachgespürt und sachlich der Linie seines Werdeganges gefolgt sind, haben zwischen jede übrige Konstatierung das Kennzeichnendste und Augenfälligste hervorzuheben vergessen: daß Dr. Lueger der Mann war, dem vor allem die Schuld daran beizumessen ist, wenn sich jene Bevölkerung, die der unbarmherzigste, strengste Massenrezensent noch als »Intelligenz« gelten läßt, nicht nur von der Politik abgekehrt hat, sondern – und jedenfalls

gilt das für das Erzherzogtum Österreich unter der Enns – mit einer Art Ironie das politische Getriebe betrachtet, sich geniert, politisch zu sein. Das hat er bewirkt, dadurch, daß sein Programm den Geist des Dialektes atmete, daß durch ihn die Volksstimme zur Stimme seiner Führer werden durfte, daß er die Bierbank in den Beratungssaal stellte, von den Sparvereinen die Häupter in die Leitung berief, daß er Anschauungsweise und Reflexion jener bürgerlichen Fleischhauer, deren politisches Temperament sonst in einer Armenratswürde hätte ausfließen können, in der Kommune einen offiziellen Platz anwies. Und der neue Wiener Geist drang dann auch über Wien, er wurde im Parlamente mächtig und heute oder morgen kann man es erleben, daß Herr Hermann Bielohlawek ein Portefeuille erhält.

Und wie konnte ihm das gelingen? Die Zeitungen beantworteten die Frage damit, daß sie ihn den Typus des Wieners nennen. Das muß wohl sehr bedingt gesagt sein. Der Wiener ist nicht in einem Satze charakterisiert. Aber eins ist sicher: der durch Jahrzehnte unverwandte klassische Typus des Wieners stellt einen ärmlichen Ironiseur dar, ohne selbstisches Öffentlichkeitsbedürfnis und ohne absichtliche spekulative Stellung zu den politischen Dingen, in Nebensätzen charmant-satirisch, beißend und bitter, dabei harmlos, offen und leben lassend und dazu bei aller Frömmigkeit freigeistig, mit einer Art Lebenshamur begabt, der über der Religion steht. Der Großstadtwiener, nicht mehr Simplizius Zitternadel, sondern Josef Prochaska, mit provokant-kapitalistischem Embonpoint, der will, daß man sein Geschrei aus dem Wirtshaus ins Rathaus hinüber hört, der die Parteipunkte großmännisch verficht, der auf seine breiten Schultern eine Menge »kommunaler Ehrungen« gehäuft sehen will, »Bedürfnisse« hat aus Mode, den Ambitionen zuliebe ungemütlich mit den Ellbögen stößt, nicht mehr bescheiden, sondern hausherrisch auf den Tisch schlagend, der Typus ist nicht gar alt. Nicht älter etwa, als Dr. Luegers öffentliches Wirken es gewesen ist. Und in diesem Sinne war er Wiener – à part bemerkt war vielleicht ebendieses Wienertum seine politische Maske –, in diesem Sinne sind Wiener, die schon nur mehr mit der Einschränkung leben lassen, daß sie selber »darnach« leben, die politisch Geweckten, das heißt die ihm ungefährlich-heitere Stammtischglossen ins Reich der ausübenden hohen Politik mitnehmen durften, diese »Modernen«, in der markanten Luegerischen Bedeutung vom lebhaften Interesse um die Stadtkanalisation, kurz, deren Programm heißt: auf Lueger schwören und nach seiner Art leben. Er war der Wiener derer, die ihm folgten. Aber in Wien gehen noch ein paar nicht unsympathische Leute herum, die mehr Scholz-

und Nestroyblut in sich haben und sich mit der »neuen Wirtschaft« gar nicht abfinden können.

Man hat das Thema von der Popularität in Wien jetzt viel abgehandelt. Man nannte hundert Praktiken, die einen in Wien populär machen können, und hätte die hundert leicht durch eine ersetzen können. Am allerpopulärsten ist die Dummheit. Und wer nur das Geschick hat, mit Kraft, Energie und demagogischem Geschmack nicht anders zu sprechen wie die andern, der ist in Wien am Wege. Gott im Herzen, glühend fürs Vaterland, mordsmäßig gegen das Gebildete, in G'sundheit und Ehrbarkeit und ein »wenger! teppert a dabei« – das ist populär. Es gehört viel Wucht dazu und ein bißchen Geste, daß man Führer wird, indem man den Volkston nachspricht. Beides war Dr. Lueger zu eigen, er war recht liebenswürdig in seinen Reden mit den Herren Dichtern und Denkern, allerdings wenn einer gar überspannt geschrieben hat, auch grantig, Schiller war für ihn ein »kreuzbraver« Mann, und wenn er im Jahre 1809 Bürgermeister gewesen wäre, er hätte Kaiser Napoleon »im Namen der Kommune Wien und in dankbarer Anerkennung dafür, was Sie, Herr Feldherr, durch Ihren der Stadt Wien abgestatteten Besuch, für die Hebung des Fremdenverkehrs geleistet haben« – die goldene Salvatormedaille überreicht.

Er hat der Mundart die Mundart zum Führer gegeben. Die Wiener aber brauchen grammatikalisch Sprechende mit Zwicker. Sonst haben sie noch die Tröstung, daß die offizielle Reichsvertretung sich von ihnen durch nichts unterscheidet.

In Lueger ist ein Volksführer gestorben von großem Talent; gerade das Ultimatum, das die Gleichgestimmtheit mit den Volksinteressen und Volksempfindungen als leitend über das Volk stellt, ist staunenswert und selten. Dr. Luegers Parteigänger aber haben das Recht, ihn so schmerzlich zu betrauern: *er hat die Dummheit repräsentationsfähig gemacht.*

Montagsblatt aus Böhmen, 28. März 1910

## 8. Wird Kürnberger populär?

Kürnberger wird frei. Dieses »frei« ist bekanntlich der *terminus* einer lange schon giltigen Gesetzesbestimmung für einen Akt, dem die größte ideelle Bedeutung zukommt: Der Dichter oder Schriftsteller, dessen volkstümlicher Verbreitung das Reservatrecht einer bestimmten Verlagsanstalt nicht wenig entgegenstand, findet den Weg zum

Volksherzen, oder er findet auch nur, wenn die Jahre seinen Ruhm grau gefärbt haben und er den Zeitgeschmack nicht überdauert hat, diesen Weg offen; jede Verlagsbuchhandlung kann zu beliebigem Verkaufspreise eine Ausgabe seiner Werke veranstalten und für 10 Groschen courant bieten die Universal- und Nationalsammlungen, die einem für wohlfeiles Geld den ganzen Literaturhimmel erschließen, das Lebenswerk des Dichters mit Einleitung, Randbemerkungen und Schlußwort versehen dar.

Die dreißig Jahre, die zwischen dem Tode und dem »Freiwerden« eines Autors liegen, sind der Schutt, der ihn fürs Volk begräbt. Ist der Schutt gehoben – dann ist er mit einem Schlag reif gemacht für die Popularität. Aber freilich, vielen freigewordenen Autoren war damit nicht viel geschehen und wir haben aus jüngster Zeit Beispiele von Dichtern, denen solcherart neue Gunst erblühen könnte, für die es aber zu spät ist ... Sie waren Dichter, die entweder nur für die Zeit schrieben oder denen der Modegeschmack seinen Beifall zollte. Und nach dieser Hinsicht werden weit, weit mehr als drei Viertel der modernen Autoren, denen das »Bravo« wie ein ihr Marktgeschrei laut übertosendes Echo entgegenschallt, einst das Schicksal der »Vergessenen« teilen. Aber das passiert allen, die nichts haben als »Richtung«, die von ihrer Knirpspersönlichkeit im Individualitätenfieber die Welt vollmachen und das torricellische Vakuum ihres Ich nicht ausschöpfen können. Und der Dichter ist da noch weniger schlecht daran wie der Schriftsteller und Kritiker. Denn der Schriftsteller schreibt gewöhnlich noch obendrein für den Tag oder höchstens für das Jahr, außer er heißt etwa Börne. Und der Kritiker? Nun, der gar! Man sammelt heute gerne Kritiken. Und man liest diese Sammlungen auch gerne; und zwar keinesfalls um dessentwillen, was der Autor sagt, sondern aus jenem Interesse heraus, mit dem man die Hof- und Personalmeldungen studieren mag. So werden sie aktuell-unsterblich.

Kürnberger war Dichter, Schriftsteller und Kritiker. Er wird frei. Wird er populär werden?

Nicht allzu vielen ist der Name Ferdinand Kürnbengers heute vertraut, und er ist es ganz gewiß nicht so weit, daß es seiner Persönlichkeit und seinem Werke angemessen wäre. Popularität ist manchmal eine schlechte Kritik des Populären, der Ausdruck einer literarischen Eigenschaft, die nach Umständen als Fehler gerechnet werden darf. Die Seichtlinge, Schwätzer und Effektmacher teilen ihren Ruhm mit den Begnadeten und Erlauchten, nur freilich mit dem Unterschied, daß jener bald zerfällt und dieser unvergänglich ist. Die Hohen, die einsam auf den Warten ihres Geschmackes und ihrer Anschauung

stehn, haben immer nur wenige Schüler, wenige, deren Herz sie besitzen. Und damit man sich ernstlich zu Kürnberger bekennen darf – dazu gehört viel. Dazu gehört Tiefe und Bildung. Nicht viele können Kürnberger verstehn, oder *heute* verstehn, nur jene, deren Geist keine Entwicklungsstadien braucht, von denen aus sie mit Lächeln auf die Stufe sehen, von der sich ihr Fuß gerade gehoben, wie auf etwas, dessen altewige Wiederholung dem Spott oder dem Angriff Grund gibt; die sofort oben stehn – ihre Anschauung gleichsam mitbringen und nur die reine Gedankenentwicklung noch bestehen müssen. So einer war Kürnberger selber. Wer sich an ihm heranbilden will, der muß nicht gerade von derselben Fassung sein, aber er braucht eine Menge von Schuleigenschaften, damit ihm der Schritt von den Saphir-Geistern zu Kürnberger leicht falle. Und so ist schon jene Art von Kürnberger-Freunden, die sich von ihm Bildung holen, in des Wortes eigentlichem Sinne nicht alltäglich.

Und Kürnberger vermag vollends in vielfacher Hinsicht zu bilden. Ich spreche nicht von ihm als Novellisten. Zwar war er da ohne Zweifel kein unebenbürtiger Zeitgenosse Kellers und Heyses und sicherlich überragt er auf diesem Gebiete viele namensberühmte Gegenwartsdichter. Seine Novellen sind schön erfunden, einfach, fast schlicht und voll von der eigenartigen schweren Kürnbergerschen Reflexion, seiner strengen Ästhetik, seinem griechisch edlen Geiste; *und* manchmal springt aus dem künstlerisch-schmucklosen Rahmen ein wilddramatisches Bild, zu gewaltiger Tragik sich erhebend. Und besonders anmutend werden diese Geschichten, wenn sie sich um große Personen und Vorgänge schlingen, wenn die Wahrheit des Charakters mit der herrlichen Erdichtung seiner Gefühle und Reden sich verwebt. Aber freilich nicht selten klingt so eine Novelle, mit ihrer kontemplativen Anlage, die in der Reihenfolge ganz nach der literarischen Regeldetri: Milieu, Charakterzeichnung, Drama gehalten ist, das Muster-Imperfektum der Form, dem man noch die Zeit anmerkt, da man ganz individuelle Anschauungen und Gedanken stilistisch gleichsam zur objektiven Welterkenntnis umprägen mußte, ein bißchen alt, stahlstichmäßig. *Die* Novellen kämen dann, ungeachtet ihres Wertes, für die Volkstümlichkeit minder in Betracht. Aber im großen Ganzen, wenn man sich eine geschickte Auslese angelegen sein läßt, kann sich Kürnberger als Novellist und Romancier – sein wunderbarer, ideenreicher, sprachschöner Roman »Der Amerika-müde«, der nicht weit etwa unter Bulwers glänzendsten Gesellschaftsromanen steht, ist mit Unrecht ganz vergessen – die größte Popularität erringen. Aber in der Novellistik liegt nicht Kürnbergers besondere

Bedeutung, er betrieb diese Dichtungsart in zweiter Linie. Einzig, bedeutend und bildend ist er als Schriftsteller und Kritiker.

Die schöne Dreieinheit Geschmack, Bildung, Reflexion gibt das leuchtende Muster Kürnbergerscher Kritik, nicht allein der literarischen, sondern auch der allgemeinen. Das aber, was Kürnbergers Wesen den eigenen Ton gibt, ist, wenn man so sagen kann, seine gänzlich unwienerische Weltanschauung oder deren unwienerischer äußerer Spiegel. Als noble, abseitsstehende Persönlichkeit war ihm der Pessimismus geradezu anbefohlen. Aber er ist darin dem Wiener Charakter unähnlich, daß das äußere Zeichen dieser Weltanschauung nicht ein leises, ironisches, Grillparzerisches Abwinken ist, daß die Frucht grauer Erkenntnis nicht ein Witz, sondern Ernst war. Zwar hat auch er einen gewissen Humor und vielleicht da am meisten, wo er, der glänzende Verstehrer Wiens, sich mit seiner Stadt satirisch auseinandersetzt. Er war im Grunde seines Wesens eigentlich Satiriker. Ein Mensch, der die Lächerlichkeit der Welt fühlt und dessen Lebenswerk die Beantwortung des »Warum« bildet. Und darum ein wirklicher Satiriker, nicht einer, für den satirischer Stoff ist, was er durchschaut und was sich wiederholt. Mir sagt der vor kurzem aus seinem Nachlaß veröffentlichte Satz, der ungefähr lautet: »Es gibt nichts Lächerlicheres als einen Reiter, dessen Pferd gerade den After öffnet« für seine Person mehr als ein Dutzend biographischer Details. Aber Kürnberger war zu wenig leichtfertig, als daß er je den witzig-satirischen Ton angeschlagen hätte. Seine Abneigung gegen das Dumme, Hohle findet den Ausdruck nur in scharfen Spitzen.

Männer wie Kürnberger werden selten populär. Aber es geht eine affektierte Sympathie für unverstandene Hohe durch die Zeit. Aus ihr kann sich später vielleicht die echte loslösen. Kürnberger, der Novellist, wird sicher wieder viel gelesen werden. Die Beantwortung der Frage, ob er es auch als Schriftsteller werde, ist eine Selbstkritik, die die Zeit an sich übt.

Prager Tagblatt, 1. Mai 1910

## 8 a. Die Wissenschaft vom Pferde

Mein hippologisches Interesse ist sehr gering. Das Pferd ist ein schönes Tier, es bildet lebend oder gemeißelt das stolze Piedestal für große Männer, deren Größe ohne dieses Piedestal schwerer einleuchtete. Viele seiner Vorfahren waren ein mittätiges Requisite der allgeschichtlichsten Aktionen und seine Schnelligkeit gar behagt, gleichwie der Ein-

druck rasch-fliegender Fortbewegung überhaupt, den schlappen und phantastischen Sinnen derer, die die Welt am liebsten als Gemälde sehen. Es ist ohne Zweifel das dekorativste Lebewesen und stellt deshalb auch das unentbehrlichste Zubehör der Staats- und Polizeigewalt dar. Schöne Pferde können sich sehen lassen. Nur darf ich bei keinem Einzelexemplar Befriedigung oder Gefallen äußern, weil ich darin stets korrigiert werde und es sich herausstellt, daß das gepriesene Roß keinen »Speed« hat.

Was heißt »hippologisch«? Ein Sportreporter hat das Wort unlängst vor mir ausgesprochen und mir damit für einen Augenblick zu betrachten gegeben, wie das Nestroysche »Zu so was Zeit haben« allein Amt und Beruf ausmachen kann. Hippologie ist eine Zweigwissenschaft der Nationalökonomie und der Strategie. Jedes gute Land muß nur Gutes hervorbringen, ob Maschinen, Gesetze, Menschen oder Pferde. Schnelle Pferde sind zu vielerlei gut, sei es, daß sie eine Ordonnanz befördern oder einen Fiaker. Darum ist es angezeigt, die Begabung zur Schnelligkeit bei den Pferden schön auszubilden. Dennoch schlägt die Pferdezucht in die Kategorie jener menschlichen Tätigkeiten ein, die im großen Buch der Wichtigkeiten als Nachtragsposten placiert sind. Daß diese Wissenschaft vom Pferde nicht viel zählt, wissen alle Menschen. Ich glaube, es ist keiner, der, auf Handschlag und Gewissen befragt, ein hippologisches Interesse zugibt, außer etwa er gehört zu jenen, die aus Gründen der Selbsterkenntnis und wegen ihres seltenen Umganges mit Menschen das Tier besser kennen und ihm den Vorzug geben (womit sie am Ende nichts so Arges täten). Denn es dürften bereits alle auf den Witz gekommen sein, daß ein Pferd schneller laufen kann als das andere, ob es nun »Snorers Schurl« oder »Geniebua« oder »Napoleon VI.« heißt. Und es kann auch vorkommen, daß ein gutes Pferd nicht siegt, weil es an den in der sportlichen Tierwelt beliebten sexuellen Schwächen leidet. Erst, wenn man mit einer Geldwette am Kampfe teilnimmt, ist man gezwungen, über etwas, was sonst das Auge beschäftigt, Ansichten zu haben. Was wäre demnach, fragen richtig die Pferde-Sozialpolitiker, ein Wettrennen ohne Wette? Es bliebe nichts übrig als Zirkusschönheit. Aber dieses »nichts« ist nicht einmal gar so wenig.

Das Bedeutungsvollste am Pferderennen sind die vielen schönen Nebenbeisachen: der große Apparat dieser Sache, der Mechanismus, der hier in Aktion tritt, schöne Frauen, Toiletten, Siegesmärsche, Aufregung, Enthusiasmus. Kaum ist die Neigung zum Interesse erwacht, wird sie vom Milieu als so wichtig widerspiegelt, daß man mit einem Mal trotz aller Einsicht innerhalb dieser Scheingrößen,

Scheinphilosophien und konstruierten Gesprächsstoffe zum Akteur wird.

Der Rennplatz ist aus begreiflichen Gründen ein von »Beobachtern« mit Vorliebe aufgesuchter Ort. Dabei ist überall eher als hier das Beobachten ein schwieriges Geschäft. Was an grotesken Exzentritäten sichtbar wird, ist, weil die Leute nicht mit dem Gefühle ruhigen Behagens, sondern alle auf ein Ding hin gespannt herumgehen, doppelt augenfällig und auf den Urquell der Aufgeregtheit, das Interesse um Gewinn und Verlust, leicht zurückzuleiten. Und daraus entspringen dann die ungezählten köstlichsten Momente, das ängstliche oder hitzige Bangen ums Geld schafft Typen, die noch witziger wirken, wenn das Lachen nicht mit dem Mitgefühl stritte und wenn dann endlich nicht die Leute herumstünden, mit Beobachtungsaugen, Beobachtungshüten, diesem gewissen Beobachtungshumor der indirekten Rede und mit prima Beobachtungsnotizblicken die reine Freude des unliterarischen Genießers störend. Alle reden zusammen, weil alle aufgeregt sind: der berühmte »Tipser«, der jene mordet, die ihr Ohr nicht auf ihm hatten, und jene flieht, die er ruiniert hat; der Mann mit den wissenschaftlichen Kommentaren, der stets auf die guten und nie auf die siegenden Pferde setzt und dann erklärt, es sei ja kein Wunder, wenn »Rosa« am 400-Meter-Start melancholisch zurückgeblieben sei; dann [der,] der sich in seinen Maximen jeden Augenblick widerspricht, weil er eben einmal gewinnt und einmal verliert; der Mann mit der Muskelsprache, der Trost gibt und entschuldigt, indem er an Stelle von verlieren »krepieren« und statt gewinnen »eine Kiste voll Geld hamtragen« sagt; der Sensible, vor dem man nicht das alte »Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein« vor sich trällern kann, ohne daß er nicht sofort sein Vermögen auf Nummer drei anlegt.

Da schielt aus jeder Ecke der Argwohn, die Bosheit, der Neid, das Auge späht in alle Winkel nach Geld, mit ganz merkbarer Ungenierteit wird gelogen, jede Auskunft ist falsch, mit Lug, Trug und Gerede kämpft jeder gegen die Unwissenheit, die am Rennplatz, auf dem Terrain, wo die Zufälligkeit System ist, am mächtigsten waltet, und das Ganze ergibt, in der Offenheit, mit der es sich äußert, einen Humor, der viel zu groß ist, als daß seine kleinen Ausbeuter sich berühmt machen könnten. In den vornehmen Räumen ist es um wenig anders. Aber doch wird hier anständiger Theater gespielt und mit mehr Ernst. Die erwartungsvolle Auffahrt, die Aufregung, die großen Beratungen, Erkundigungen, Konferenzen und am Schlusse dieses Sicherschöpft-und-ausgepumpt-wie-ein-geschlagener-König-in-den-Wagen-Zurücklehnen – das ist alles sehr pomphaft kinematographisch.

Liliencron hätte in einem Gedicht so ein Wettrennen schildern sollen, das Schöne an diesem Gesamtbilde von Lärm, Massenexaltation, schönen Frauen, fliegenden Rössern, Toreador-Musik und – Nichtigkeit. Wie alle Kräfte zusammenwalten, das großartig zu machen. Wie man jählings eingehüllt wird, wie das Unwesentliche bedeutende Allüren annimmt. Daß das eine Pferd besser ist als das andere, könnte einen kühl lassen, aber daß von einem Kampf gesprochen wird, daß plötzlich von den Fachleuten eine Sprache gesprochen wird, in der Zeitungs-telegramme ein Ultimatum ankündigen, das macht das Kleine groß.

Es ist ein Grundsatz der belletristischen Seelenforschung, daß die Menschen von Fall zu Fall für ihre Nerven und Sinne eine starke Begeisterungszufuhr brauchen, daß sie in gewisser Stimmung aus dem gewöhnlichen Boden der täglichen Funktionen und Erlebnisse olympisch anschwellen müssen. Die Menge hat sich im Rennplatz selbst eine große rauschende Welt errichtet, deren Furor sie mitnimmt, auch wenn sie nur mehr Sinn und Auge für das Dekorative hat. Und wahrhaft, wenn da die Pferde sehnig und fest und schnell, pfeilschnell vorüberrassen, wenn die Reiter hitzig die Peitsche führen, wenn die Leute stürmen und es zum Schlusse vom Orchester tönt: »Auf zum Kampf ...«, das ist dann opernhafte schön und fortreißend. Und doch: Viel Lärm um nichts.

Einer meiner Bekannten, den seine Freunde einen »Stimmungskonduktansager« nennen, weil er nach neuliterarischer Art überall und jederzeit aus dem ersten naiven Anblick heraus sagt, wie er es sieht, rief beim Derby, indem er dabei einem den Zwicker zerbrach: »Alles ist Schwindel! Religion ist Schwindel, Literatur ist Schwindel, Humanität ist Schwindel und das Rennen ist Schwindel. Aber beim Rennen heißt die Devise selbst auch: Schwindel. Es ist ein offener, *aufgelegter* und darum der sympathischste Schwindel!«

Ich glaube, er hat damals fünfzig Kronen gewonnen.

Prager Tagblatt, 29. Juni 1910

## 9. Der unterstandslose Diogenes

Wir sind pikmodern, hoch aufgeklärt, *tip-top* entwickelt. Aber kann heute wirklich jeder nach seiner Fassung selig werden? Ja – doch nur, soweit die in den Formularen der bürgerlichen Seligkeit gesetzlich hierfür bestimmten Regeln es zulassen. Da aber diese Regeln samt und sonders darauf hinauslaufen, das einförmige Bild der Allgemeinheit durch keine Sonderhaltung stören zu lassen, darf eben keiner nach

seiner Fassung selig werden. Die Gesetze, die sich das Prinzip als Garde verschrieb, haben ihm selbst den Garau gemacht. Jeder, der es wagt, nach eigenem Gefallen zu leben, wird als Übertreter jenes Liniensystems betrachtet, das gerade jedem andern Willen und Freiheit wahren soll. Das Gesetz ist ein Feind der persönlichen Freiheit, die wieder durch das Gesetz geschützt wird. Das ist der unvereinbare Gegensatz, der ewig bestehen und für alle Zeiten der ratlosen Ironie Stoff geben wird. Auf diesem Terrain baut der Humor.

Das bekannte satirische Witzblatt »Leben«, das jede Woche siebenmal in 24-Stunden-Auflagen erscheint, hat zu dieser wehmütig-heiternen Resignation, die das Dasein treu wie ein Schatten begleitet, in letzter Zeit besonders viel Anekdoten geliefert: In Graz stand ein Tischler- oder Schustergehilfe vor Gericht, weil er einen Lebensmüden, der bewußtlos am Aste baumelte, vom Strick schnitt und ihm zwar so das Leben wiedergab, zugleich aber durch das Herabfallen des Körpers Kontusionen und Hautabschürfungen verschuldete. Man macht mit solchen Rohlingen kurzen Prozeß! In Ungarn wurde ein Eisenbahnpassagier in Strafe genommen, weil er, als der Zug gerade über eine Flußbrücke setzte, ohne Anlaß die Rettungsleine zog, bloß um einen Lebensmüden, der es sich in den Wellen überlegt hatte, ans Land zu bringen. Nun bin ich allerdings gerade hier nicht so streng, denn einerseits sind die Lebensretter gewöhnlich medaillenhungrige Rekordbrecher und Wichtigmacher, die mit derselben geschäftsbereiten Fixigkeit anderen Leuten das Leben unmöglich machen, andererseits aber darf ein Lebensmüder mit keinem Zufall mehr rechnen. Er muß tot sein, ehe er es wirklich ist, und mit allem so abgeschlossen haben, daß er dem Retter eher die Adern aufbeißt, als daß er sich zum Leben zurückbringen ließe. Ohne Pardon. Denn andernfalls verdient er, den Spaß mit seinem Gelingen zu büßen. Aber andere Geschichten: In Binz bei Rügen stürzte eine Brücke ein und noch von den halblebenden Überlebenden wurde der Brückenzoll eingehoben: »Tote und Militär zahlen die Hälfte.« In Berlin wiederum ist neulich erläutert worden, daß vor dem deutschen Idealismus ein Wachmann steht: Dort hat unlängst ein Mann das große Los gemacht und in seiner unbändigen Freude führte dieser moderne Polykrates aus, wovon er schon lange geträumt haben mochte: sein Tribut an die Gottheit war der Mitjubel anderer und so warf er wie ein tollfröhlicher Märchenkönig aus allen Taschen Gold und Silber in die Menge, ohne nach Konfession, Beruf, Anmut und Würdigkeit zu sichten. Der Zufall hat's sicher besser getroffen als die Vorsehung mit der Amtskappe. Mag sein, daß ein Dichter sogar gierig nach einer

Münze haschte, um im Auto zu fahren, vielleicht ein Kanzleibeamter, der in die Oper gehen wollte, ja vielleicht ein abgestrafter Deserteur! Umso besser! Das Stück Brot im Magen der Würdigen ist nicht so wichtig als das Stück Lebensfreude im Herzen der »Unwürdigen«. Die Armen, deren Würdigkeit die Hilfe bestimmt, haben vom Staat immer zu essen, brauchen nicht mehr, als sie haben, und lassen sich ihre musterhafte Lebensfreude jeden Monat von einem Kontrollorgan der Wohltätigkeit unterschreiben. Was liegt dran, wenn das Glückselos auch keinen Hungrigen oder Siechen getroffen hat? Mehr Segen hat es gespendet, wenn *iner* seine Sehnsucht erfüllt, als wenn alle ihren Mangel gestillt haben. Aber mit einem Male fallen über das Traumbild am Potsdamer Platz die Kurtinen, die Rosenschleier zerfließen, die Musik verstummt – und ein königlich preußischer Schutzmann fordert den Glückshans auf, im Interesse des Verkehrs dem Unfug ein Ende zu bereiten. Für Liliencron wäre diese Szenerie geschaffen, daß plötzlich das Leben mitten durch das menschliche Kunterbunt einen erbarmungslos-nüchternen Strich zieht. Die Romantik hat eben, sosehr sie die letzte Hoffnung der armseligen Proleten ist, die noch das Talent haben, das Leben mit phantastischen Augen zu betrachten, zu sehr den Geschmack normstörender Unvorhergesehenheit, als daß sie dem Gesetz recht wäre. Endlich: ein »Eingesendet« aus der letzten Woche. Eine arme todkranke Frau, die von Hunger und Fieber durchschüttelt auf der Steintreppe eines Wiener Hauses sitzt, wird vom Wachmann barsch weggewiesen. Die Hausbesorgerin, diese allegorische Figur des sozialen Mitleids, nimmt sich tränenden Auges der Bettlerin an – und wird wegen Einmischung in eine Amtshandlung zu 10 K Strafe verurteilt. Die Frau ist alt geworden und hat sich noch nicht in den Wechsel der Zeiten gefügt: daß die Güte aus dem Evangelium ins Strafgesetz hinübergewandelt ist. Die Sittlichkeit, und zwar nicht die des Strafgesetzes, sondern jene des Evangeliums, darf nur mit Passierschein aus dem Herzen über die Straße. Überall in diesen Fällen stand das Gesetz gegen den Menschen und die Menschlichkeit auf und nirgends hat es juristisch oder sozial unrecht. Auf diesem Drahtseil mag die moderne Dichtkunst tanzen.

Was wird aber mit der Zeit aus der Romantik des Daseins werden, wenn vor jedem Trieb des Augenblicks, vor jedem Einfall, vor jeder Tat ein Rayonsposten steht? Ihr habt es euch selbst eingebrockt, ihr Sozialoptimisten! Längst ehe euere Bücher bewiesen haben, daß der Mensch nur dem Ganzen zuliebe das Recht aufs Leben hätte, hat das Gesetz auf diese Weisheit Beschlag gelegt. Es sperrt der Originalität und Individualentfaltung jeden Weg ab und peitscht alle lebendige

Geisteskraft zum öffentlichen Zweck und Mittel: Die Fassung, nach der ihr selig werden könnt, wird euch von der Behörde zugeschnitten. Darf sich am Stephansplatz ein Sokrates etablieren, der vis-à-vis vom Rothberger die Lehre vom Sittlich-Guten verkündet? Nein, denn auch den edelsten Zwecken zuliebe darf er kein Aufsehen machen. Harun al Raschid müßte erst einen Gewerbeschein ausfüllen, der ihm das Recht gibt, die Menschheit zu beglücken. Und vor dem Richter der Leopoldstadt Dr. Wüstinger stand unlängst ein Diogenes angeklagt, der zu acht Tagen Arrest verurteilt wurde. Was hat der Mann getan? Nichts – und das war sein Verderben. Denn eine Woche zuvor hatte ihn die Polizei ohne Erwerb und Unterstand aufgegriffen und mit dem Spruche wieder entlassen: Entweder du kannst dich bei uns binnen einer Woche über deine Arbeit ausweisen oder du wanderst in den Kottler. Das Gesetz hatte nun dieses »oder« an ihm zu vollziehen. Dabei konnte sich der Richter nicht enthalten, durch ein Zwiegespräch nach einem Geheimnis dieses Rätseldaseins zu suchen, das vielleicht eine freisprechende Ursache enthüllen konnte. Aber soviel auch der menschlichen Teilnahme an dem Falle übrig blieb – das Gesetz fand keinen Ausnahmestand vor und konnte diese Lebensnovelle mit ihren seltsamen und rührenden Stellen bloß unter den Titel fassen: »Arbeitsscheu«. Darf man aber diesen Ausdruck ohne weiteres von den genußverwöhnten Faulenzern auf den grauhaarigen Mann von 28 Jahren übertragen, auf die notgebleichte Jugend, die ja der Arbeit nicht entweicht, ohne darum auf dem Lebensanspruch zu beharren? Er scheut die Arbeit wie den Genuß, die Mühe wie das Vergnügen – vielleicht, weil eins dem andern dient und beides gleich unwert ist. Er hat gelernt, was man braucht, um dann Kurzwaren zu verkaufen oder um sich soviel anzustoppeln, daß man in der Politik die Flanken einreißt, in der Literatur den Mund aufreißt. Er spricht ein klares, bedächtiges Deutsch und man kann glauben, daß sein Kopf so rein hält wie seine Sprache. Und wovon lebt er? Drei Kreuzer täglich decken seinen Bedarf. Davon kauft er Brot. Seine festtäglichen Erfrischungsmittel sind Milch und Siphon. Auf Bänken und unter Haustoren hält er seine Nachtruhe. »Ist Ihnen da nicht manchmal kalt?« fragt der Richter. Und aus diesem armen Körper, aus dem die Freude gewichen ist, kommt tonlos und rührend-weltfern das Wort: »Mir ist immer kalt.« Der arme Thoms, der allen Winden seinen Klageruf mitgibt, ist eben darum nicht so beklagenswert als dieser Mann, der sich gepreßt und gottergeben sein Schicksal satzweise entlocken läßt.

Ich stehe diesem 28jährigen, stellungslosen Diogenes in tiefster Seele nahe. Sein Körper ist in der Kälte starr geworden und wird in

der Wärme fieberhaft unwohl. Er braucht den Nachtwind wie ein anderer die Decke. Sein Gaumen widerstrebt den Speisen, die Entwöhnung hat sie ihm verkehrt und er nagt heißhungrig an seinem trockenen Brot. Was aber ist um Himmels willen mit dem Geist in diesem Körper geschehen? Auch er ist vereist und kann bei Menschenberührung nicht mehr warm werden. Weiß Gott, welche Vorgeschichte von Leid und Stolz hinter diesem Elend schlummert?! Ob sich da nicht einer eigensinnig dem zufriedenen Jammer hingibt, um unfühlend zu werden! Ob er nicht mit Trotz sein Unglück auch starr werden läßt, ehe er sich im Unrat der Welt herumschmiert, nicht Mensch, nicht Tier. So hat er wenigstens seine Einsamkeit, seinen Adel, seine Reinheit. (Wenn auch die Wäsche vielleicht leidet.) Andere Leute schwirren wichtig und nichtig in der Welt des Theaters. Andere machen den literarischen Hokuspokus mit. Andere stürzen sich in unruhige Transaktionen auf Bank und Börse. Dieser ganze übertünchte Schmarrn – und ein Stückchen Brot genügt fürs Leben, ohne daß sich irgendwo von menschlicher Berührung Schmutz ansetzt. Nur die Nähe zu allen Dingen macht die Sorge und in der Vogelperspektive dieses Diogenes ist das mittlere Maß des Menschen: einer, der über alle Genüsse hetzet, roh sein Nachtmahl schmatzt, ohne zu wissen, was die Nahrung bedeutet, sich traumlos im Bett streckt, unwürdig des Schlafes, tagsüber betrügt und jammert und am Abend mit schweißgerötetem Gesicht beim Kartenspiel bange Kronen und Heller hergibt. Dieser Waldmensch der Großstadt aber, der wie der Athener Timon dankbar zur wurzelbloßen Natur hält, läßt die ganze Zeit um sich und an sich vorbei laufen, tut nirgends mit und steht abseits, aber nicht unter Gänsefüßchen wie Literaten, die so lange dort stehen, bis man sie mit Pauken und Trompeten aus der Ecke holt. Vielleicht ist er der einzige, der sich von allen seine Seele erübrigt hat. Aber auf jeden Fall beschämt dieser Müßiggänger viele Draufgänger. Hieße er Tolstoi – die Welt würde zu jeder Einfahrt pilgern, die ihm schon als Quartier gedient hat. Aber er kann – und seine knappe, ungeschwätzigte Sprache zeigt es, die würdevoll der Frage standhält, ohne ihrer Neugierde zu genügen – für sein Originalleben nicht Tamtam schlagen.

Ich würde dem Manne den Rat geben, wenn er aus der Zelle kommt, in sein Nationale »Dichter« zu schreiben. Damit hat er das behördliche Recht zu hungern. Keiner würde seinen wehevollen Müßiggang stören. Er soll nur ein paar Zeilen schreiben: »Unter dem Haustor« oder »Mir ist kalt ...«. Für das Verhalten der Literatur kann ich nicht garantieren. Die Behörde aber, unsere moderne Behörde, die sich mit

der öffentlichen Meinung so gut verträgt, weil sie gewöhnlich selbst ein »bescheidenes Opus« in der Lade hat, würde ihm von dem Tag an nichts mehr tun.

Prager Tagblatt, 30. August 1912

### 10. Gemütlichkeit und Gesetz

Wie vollzieht sich die »geschäftsmäßige Erledigung« eines Wiener Ediktes? Die Operettenerfindung zeugt es, zum Operettenspaß muß es werden. Die Phantasie der Gesetzgebung waltet in dieser Stadt – in der ja selbst die Gemütlichkeit die Musik ist, die gefahrlos den dümmsten Text an sich nimmt – wie die Laune des Librettisten im Schlaraffenreich der Partitur. Dabei kehrt stets das *tempo furioso* der Anfangsidee, durch den Dialog freundlich erläutert, am Ende als gewohnter Gassenhauer wieder. Denn hier kommt es dem Volk nie auf das Leben, sondern nur aufs Theater an.

Ich weiß nicht, ob die spanische Inquisition einen besseren Vollstrecker hätte finden können als die Gemütlichkeit. Das Gesetz hat jedenfalls keinen besseren. Es geht dem Lebenshumor des Wieners ums Kinn und macht, als ob es kreierte worden wäre, bloß um vor ihm eine Ausnahme zu machen und ihm als neuerliche Probe seiner Unversieglichkeit zu gelten. Der Wiener läßt sich fangen und kommt aus der Falle nicht mehr heraus. Ausnahmefälle – heißt es richtig – brauchen Erlässe, von denen sie als Regel betrachtet werden. Die Vermittlung zwischen Verkehr und Rücksicht bleibt dem Geiste der Obrigkeit überlassen. Was aber tut diese Obrigkeit? Sie behandelt die Regel schlechterdings als Ausnahme und statt daß sie die Herren Gauner zwingt, Ehrenmänner zu sein, erachtet sie, dem bequemen Weg zuzuliebe, alle als Gauner. Da sich die Ehrenmänner dadurch betroffen und geschädigt fühlen, sagt sie: »Pardon, meine Herren! Sie wissen, wem es gilt.« Und macht, unter Berufung auf die Gemütlichkeit, in jedem Einzelfall, der ihr paßt, eine Ausnahme. Der Umweg ist verwickelt, aber man wird vergeblich fragen: Wozu also gleich der Erlaß? Er dient bloß zur Vermehrung der Wünsche und Beschwerden; zur unterhaltsamen Komplizierung des Lebens; zur Bereicherung des Gerichtssaalhumors; zur Belebung der Operette. Wo anders findet ihre Heiterkeit Eingang als durch die Lücken unbegrenzter Möglichkeit? Man braucht wirklich kein Taschenspieler des Impressionismus zu sein, um zu glauben, daß die Operette hierzulande nicht bloß alles Geld, sondern auch allen Geist einsteckt.

»Der Zweikronenerlaß auf der Elektrischen«, Operette von einer Woche Spieldauer, diese Verordnung, der zufolge ein Fahrgast nicht über eine Haltestelle hinaus ungestraft ohne Karte fahren kann, ist etwas von dieser Art. Die Volkesstimme war nach bewährtem Muster instrumentiert. *Protestchor der Großstadttrabanten*; *Quodlibet der Fahrgäste* (durcheinander: »Was mag das heißen? Was soll das sein? ...«); *Scherzhaftes Parlando*; dann bemächtigt sich ein triefendes Molchgeschöpf, der »harmlose Wiener Scherz«, der Sache. Und am Ende tritt Herr Leopold Hüttengruber, genannt der Gruber Poldl, vor die Kulissen und singt das Wiener Couplet: »Hörn S', den Guld'n zahl' i net.« Die Seele des »Aufmischers« hat sich wieder zu ihrem Volkssängerleib gefunden und die unruhigen Geister der Großstadtkultur können schlafen gehen.

Vielleicht gibt es aber Leute in Wien, die nicht mehr die notwendige Weinstimmung für den Genuß dieses Lebens mitbringen und denen dieser schlampige Rhythmus das Ohr zerreißt. Vielleicht können einige in der Samumluft dieser geistesgefährlichen Patschierlichkeit nicht mehr atmen und hoffentlich schwillt ihr Unwille zur Revolte. Sie wollen sich von dieser benebelnden Spaßwooge, die jeden Unsinn zur Gewohnheit treibt, nicht fortreißen lassen. Nein, oft läßt die jüngste Missetat an der Vernunft die Hoffnung zurück, daß jetzt der Humor ein letztes Mal für ein »Wurde belobt« den Strafzettel genommen und der Dummheit zum letztenmal Helfersdienste geleistet hat und daß schon beim nächsten Mal die ganze geistige Widerstandskraft zur Rebellion hervorbrechen werde. Immer noch träumt die Hoffnung davon, daß der Wiener den Humor, mit dem er betäubt wird, zur Vortäuschung seines Schlafes gegen jene verwendet, die er, wie Swifts Gulliver, nur durch ein überraschendes Niesen verscheuchen will. Eines Tages wird er überschnappen. Wahnsinnsursache: der Lokalcharakter. So lange hat er sein Hirn in die Angst- und Vorsichtspose vor den ortsüblichen Vorschriften einstellen müssen.

War es schon ein trauriger Fall dieser *Dementia Vindobonensis* oder eine vulkanische Eruption der beleidigten Vernunft, diese Revolte im Straßenbahnwaggon, die in dieser Woche beträchtliches Aufsehen erregt hat und die durch ihre schlagend dramatische Kraft alle umlaufenden Spasseteln entwertet. In einer Straße des dritten Bezirkes besteigt ein junger Mann mit wallendem Hut und Haar und jener für den Zuschauer berechneten Nervosität, wie man sie in Geste und Sprache moderner Schauspieler bemerken mag, den überfüllten Waggon der »Elektrischen«. Er setzt sich nieder und blickt sofort ängstlich auf den Kondukteur. Der hat noch eine Schar von Fahrgästen

mit Karten zu versorgen und der Train rückt allmählich in eine neue Station ein. Da springt der junge Mann mit todgepeinigten Zügen auf und beginnt zuerst in abgerissenen Schrecklauten, im Tremolo sich steigender Furcht: »Herr Kondukteur .... ich bitte, eine Karte ... recht rasch ... um Himmels willen ... die Station kommt schon«, und dann immer lauter und dringlicher wie Gordon vor Buttler: »Ich beschwöre Sie ... ich hab' keine zwei Kronen bei mir ... o Gott, die Station ist schon vorüber ... haben Sie ein Einsehen!« Und endlich schießt die verhaltene Angst zum schneidenden Kainzischen Schmerz auf, der junge Mann wirft sich mit qualvoll verzerrtem Gesicht dem Kondukteur zu Füßen: »Herr Kondukteur! Ich hab' ein armes Mutterl zu erhalten ... Trost ihrer alten Tage ... ich bin ein Bettler ... Gnade! Gnade! Zwei Kronen sind für mich ein Vermögen. Ich rakere mich dafür zu Tod ... Herr Kondukteur! Menschlich sein! ... O Gott – die zweite Haltestelle.« Und so jammert er in fiebrhafter Angst, sich in der Sprache überstürzend, und hält die Knie des Kondukteurs umklammert. Unter den Fahrgästen bilden sich Parteien. Einer sagt: »A Narr!« Ein anderer: »Dös muß a Schauspieler sein!« Ein dritter: »Na – der arme Hascher hat halt Angst.« Der Kondukteur aber steht während der ganzen Szene ratlos und hochgerötet, den Kartenblock verlegen in der Hand, drohend vor dem Jüngling, vergißt beinahe zwischen drei Stationen ans Karten-Markieren und weiß nicht, was soll es bedeuten. Einmal zupft er am Heilswort: »Wachmann«, aber dann mag er denken: »Und was soll der Wachmann? Einen, der die Verordnung einhalten will, *deshalb* abführen?« und die Neuheit der Situation schlägt ihn vollends auf den Mund. Der junge Mann blickt indessen etwas beruhigter: »Bitte eine Siebener – gradaus!« Jetzt erst findet der Kondukteur seine Fassung: »Sehn S', jetzt geb' ich Ihnen nicht einmal eine Karte. Sie müssen aussteigen.« »Warum denn?« fragt der Jüngling naiv. »Weil Sie mir zu aufgereggt sind. Sie stören mich ja in der Arbeit.« Und dem jungen Mann blieb nichts übrig, als auszusteigen. Er war – *mit Hilfe* des neuen Erlasses – vier Stationen umsonst gefahren und so an sein Bestimmungsziel gelangt. War es einer, den die neue Verordnung um den Verstand gebracht hat? Das scheint trotz all dem nicht glaublich, denn der Wagen mit den verblüfften Passagieren ist noch in Sicht – da platzt der Dramatische auf der Straße heraus und hält sich beide Seiten vor Lachen.

Wirksamer war gewiß kein Protest gegen den neuen Erlaß als diese Komödie eines durch ihn scheinbar wahnsinnig Gewordenen. Und er gibt eine wertvolle Hoffnung für spätere Zeiten: daß eine passive Resistenz des Publikums nicht weniger zweckdienlich ist als die der

Behörden. In Wien vor allem, denn hier braucht man den Wortlaut der Gesetze nicht zu übertreiben, um ihre Wirkung *ad absurdum* zu führen. Es genügt einfach, sie nicht zu umgehen.

Prager Tagblatt, 20. September 1912

## II. Kinomoral

Ist das nicht selbst schon wieder ein Kinotitel? Hat nicht eben ein vorbeifliegendes Plakat unserem Auge diese Überschrift zugeworfen? Oder ist sie uns nicht zehnmals als Spitzmarke einer Tagesglosse ums Ohr gegangen? Wer mag das wissen? Es ist wirklich kaum mehr zu unterscheiden zwischen dem, was wir erlebt und gesehen, was uns der Film zeigt und wovon wir gehört und gelesen haben. An allen Ecken und Enden starrt in elektrischen Lettern diese moderne Lebensverheißung: »Kino«. Von den Reklametafeln winken Worte, mit denen der eilige Sinn des Passanten nichts anzufangen weiß, wiewohl sie in den Wunderhain des Daseins locken: »Um Liebe und Ehre« ... »Tod für die Freiheit« ... »Der Güte Sieg« ... Ja, sind denn alle Aufsatzhefte der Mittelschulen lebendig geworden, treiben zu ewiger Unrast verdammte Lesebuchphrasen am hellichten Tag ihren Spuk? Vom Anblick der kolorierten Wandverkleidung in die stille Klause gerettet, empfängt der Blick aus der Zeitung die Worte: »Tod fürs Kino« – »Die neue Kinoverordnung« – »Eine Kinoausstellung«. Kino, Kino und nichts als Kino! Ist das die Hochflut einer Mode, die sich morgen wieder beruhigen und übermorgen vergessen sein wird? Vor einem Jahre konnte man's noch glauben, denn da durfte man den ganzen Spektakel einstweilen auf Kosten der Neuheit setzen. Nun aber ist dieses Wort »Kino« so sehr Begriff geworden und dieser Begriff so unausschaltbar aus der Vorstellung unserer Zeit, daß der in allen Zonen des Tages anklingende Wirbel das Kino auf jenen Höhepunkt zu begleiten scheint, wo es sich ein für allemal als Kennzeichen unserer Zeit einbürgern wird. Das ist gar nicht erstaunlich, denn nirgends hat auch unsere Zeit ein passenderes Gleichnis für sich gefunden als im Kino: Sensation und Schnelligkeit, mit Musikbegleitung, aber ohne Text. Was Wunder, daß die tägliche Sprache mit Bildern aus dem Kinoleben überschwemmt ist! Dem philosophierenden Müßiggänger von anno dazumal war schon der Stoff für die Vergleichung des Daseins ausgegangen, so sehr, daß die Anekdote von dem Seufzer zu melden wußte, mit dem er einst sagte: »Das Leben ist eine Kettenbrücke.« – »Warum?« fragt ihn der Hörer und der Grübler antwortet wie aus Wolken des Trübsinns:

»Weiß ich?« Mit dieser Verlegenheit ist es jetzt für lange vorüber. Das Leben ist nicht mehr ein Theater. Es ist ein Kino. Die Jugend ist ein Film, zweihundert Meter lang. Die Liebe ist koloriert. »Die Dummheit« ist eine heitere Einlage. Kino – immer und überall! Es ist klar, daß sich die Zeit ein so ernstes Symbol angelegen sein läßt. Und weil es sich eben schon einmal um einen dauerhaften Besitz handelt, darf man auch länger bei Meldungen verweilen, die gerade in den letzten Wochen vom Kinohimmel so zahlreich heruntergeregnet sind.

Da war zuerst die Nachricht von dem jungen Mann, der sich vor den Augen des Publikums und vor dem Blitzlicht des Kinematographen mittels Fallschirmes von der Berliner Siegessäule herabstürzte und mit zerschmetterten Knochen liegen blieb. Die Tollkühnheit schien unbegreiflich. War das die Zuversicht eines Erfinders, der Geschäftstrick eines Spekulanten, die Geldnot eines Verzweifelten oder der Theaterakt eines Lebensmüden? (Jedes einzeln mag sich die Firma, die den Selbstmord des engagierten Mannes unternommen hat, als Titel für ihre Vorführung notieren.) Die Untersuchung – dieses berühmte *post festum*, mit dem man die Neugierde schadlos hält für die Entrüstung – hat nichts Klares ermitteln können. Aber gleichviel: durfte ein Unternehmen dazu die Hand bieten und auch nur die Möglichkeit eines Einzelunglücks für die öffentliche Schaustellung erwerben? Gesetz, Wohltat und Humanität halten über das Leben des Bürgers Wacht; Verdrossenheit und Exzentrizität stoßen an die Pfosten, die der lebensschützende Staat eingerammt hat. Aber da gibt es eine stärkere Macht, den Luzifer im öffentlichen Geiste: den Lockruf des Kinematographen: »Lebensüberdrüssige und Exaltierte, Waghalsige und Phantasten, kommt und eilt herbei; was keiner euch bietet, könnt ihr bei uns haben. Ihr dürft euch bei uns gegen Stundengage und Tagesruhm das Genick brechen. Was ist denn der Daseinszweck? Die Sensation. Ihr lebt, damit man euren Tod mit ansehen kann!«

Und in der Tat, hier spricht der Geist des Kinematographen nicht gegen den Geist der Welt. Der Große frißt den Kleinen, heißt es in der modernen Entwicklungslehre, einer dient dem Lebenszweck des anderen. Aber wenn es nach dem Walten der rohen Triebe geht, dann ist einer auch bloß die Unterhaltung des anderen, des einen Unglück ist des anderen Kinofreude, und die wir heute im Publikum sitzen, kleben morgen auf der Leinwand. Angenehm ist die Empfindung nicht. Ja, es gibt Leute, die von einer wahren Kinoangst besessen sind, die fürchten, daß man unversehens ihr kostbares Ich wie ein arm- und beinbewegendes, schrecklich entgeistigtes Gespenst für den Kinematographen einfängt. Die Indianer hatten, wie uns Reisebücher erzählen,

eine Angst vor dem Photographen. Sie fürchteten, daß es der Arglist des fremden Wundermannes darum zu tun sei, das Opfer auf ewig in den Apparat zu zaubern. Der moderne Kulturmensch verträgt wiederum die Empfindung nicht, daß er irgendwo, im Metropol-Kino zu Plundersweilen, unbekannte Gaffer als »Jedermann« belustigt, während er sich hier mit seinem Kopf und seinen Sorgen allein glaubt. Aber das ist noch die kleinere Angst. Wäre es nicht möglich, daß der Kinematograph, der so leichtfertige Geschäftsverträge eingeht, um Selbstmordkandidaten dem Wochenprogramm einzuverleiben, sich über jeden Vertrag hinweg unseres Lebens bemächtigt? Schließlich, ob unsere soziale Bestimmung dahin geht, daß wir für die anderen wirken oder daß wir auf die anderen wirken – ist es nicht einerlei? Der Kinematograph betrachtet sich als Vollstrecker dieser sozialen Vorsehung. Wer weiß! Aus Budapest kam unlängst die Meldung, daß ein junger Mann sich vor dem Kinematographen von einer Donaubrücke stürzte und entseelt in die Wellen tauchte. Eine gleiche Meldung kam aus Paris. Und vordem schon war es verwunderlich, wieviel Unglücksfällen der Kinematograph als Augenzeuge beiwohnte, als hätte er sich tags zuvor auf dem Tatorte postiert. Wir wollen nicht glauben, daß die Lokalchronik von einer Kinogesellschaft betrieben wird. Aber die Fälle dürfen sich nicht mehren. Allerdings kommt überall hier nur ein Teil auf das Schuldkonto des Kino. Solange das Unglück die Neugierde an sich zieht, so lange wird mit dieser Neugierde ein Geschäft zu machen sein. Dennoch geht ja wohl jede staatliche Bestrebung dahin, den Menschen zu veredeln. Öffentliche Duldung wäre hier ein Rückschritt auf der erziehlichen Bahn des Staates.

Die neue Kinoverordnung der niederösterreichischen Statthalterei hat wenigstens für hierzulande Vorsorge getroffen, daß in Hinkunft Leichtsinn und Schaugier in keinen Kompromiß gebracht werden. Das Kino befindet sich jetzt unter väterlicher Aufsicht. Freilich, wer schützt, darf verbieten, und darum ist es mit der goldenen Zeit der Freiheit aus. Die Blutrünstigkeit ist nur bis zu einem behördlich genehmigten Grade gestattet. Veristische Darstellungen müssen dem edleren Stile weichen. Sonst streicht der Rotstift des Beamten erbarungslos fünfzehn Meter weg, und das ist eine heiklere Sache als beim Bühnendrama. Denn hier ergibt sich bald ein verbindendes Wort, das über ganze gestrichene Szenen vermittelt. Wenn aber die Zensurtätigkeit des Kinopolizisten gerade dort einsetzt, wo Edgar die junge Marie umfassen will, und dort absetzt, wo schon Edgar seine Ohrfeige bekommen hat, muß sich bei einer unbedenklichen Durchstreichung dieses Teiles das Bild ergeben, daß der junge Liebhaber in einer Geste

dem Mädchen um die Hüften und sich an die Wange fährt. Aber auch sonst wird dem Kino jetzt nichts als ein schön abgeteiltes Geviert »Moral« bleiben. Damit würden ihm allerdings auch gute Wirkungen entgehen. Denn mag die unreife und ungepflegte Phantasie des Zuschauers auch unter dem Eindruck von Schauerbildern Schaden nehmen – gerade in ihnen entfalten sich zuweilen schauspielerische Unmöglichkeiten, die im gar zu gesitteten Bühnenrahmen schwerlich denkbar sind. Trotzdem bleibt die Einrichtung einer Kinzensur ein gutes Omen. Denn Beispiele aus der Literatur bezeugen, daß sich die Produktion gerade dann zu regen beginnt, wenn sie von sorgsamem Wächtern beobachtet wird; die Zensur ist der Gegendruck, der erst überhaupt den Druck hervorruft. Wer weiß, vielleicht wird so eines Tages doch der Shakespeare des Kino auferstehen.

Er hätte dem wirklichen Shakespeare viel voraus. Denn dieser fand, wie wir wissen, keinen Behelf vor, der ihm seine Schöpfungen erleichtert hätte. Das Theater war recht notdürftig eingerichtet, es gab weder Kulissen noch gar eine Drehbühne. Besser hat es der Shakespeare des Kino. Er kann in seinem Bereich die Phantasie walten lassen, wie er will, es gibt nichts, was ihm die Industrie des Kino nicht hilfreich darzubieten imstande wäre.

Prager Tagblatt, 1. November 1912

## 12. Das Kaufhaus

Ein Kandidat, der sich nach seinem endgiltigen Durchfall im Prüfungssaale noch die nächsten Fragen anhört, auf die er gerade so meisterlich Rede und Antwort stehen könnte; ein Hasardeur, dem das Blatt im Augenblicke zufällt, wo seine Barschaft bereits aufgezehrt ist; ein Dichter, der ins Dunkel abgetreten ist und seine Nachahmer den Beifall der umgestimmten Zeit einstreichen sieht; ein Bettler, der ins Wasser springt, bevor ihm die Post den Tod eines Erbonkels zuträgt – was sind sie alle in ihrem Unglück gegen einen Kaufhaus-Unternehmer, der vier Wochen vor Weihnachten seinen hoffnungsvollen Besitz aufgeben muß? Denn gerade dieses Fest bringt die gelobte Zeit, der jedes Geschäft noch seine letzte schwanke Hoffnung überträgt; sie wirkt Wunder und wirft plötzlich Licht nach einem Laden, der jahrüber wie ein verkanntes Talent an seinem Platze lag. Was in dem einen Jahr noch zu neu war, als daß sich die Kauflust hätte darauf besinnen können, hat im nächsten schon so vertrauten Klang, daß ihm scharenweise die Kunden zuströmen. Die Geschäftswelt weiß es und

hält darum gerade in dieser Zeit die letzte Kraft zusammen, um nur heil über die verheißende Wende zu kommen. Ein Geschäftskonkurs vor Weihnachten hinterläßt allemal den wehmütigen Nachgeschmack eines Heldentods vor der Heldenzeit. Einen solchen Zusammenbruch, unaufhaltbar in der verlockendsten Zeit, vermittelt die Meldung der letzten Tage, wonach der Zentralpalast in Mariahilf, dieses vor kaum anderthalb Jahren im modernsten Großstadtstile eröffnete Kaufhaus, dem Diadochenregiment der Gläubiger preisgegeben ist.

Diese Nachricht ermangelt nicht einer gewissen über den Kreis der unmittelbar Beteiligten hinausragenden Bedeutung, da es sich nicht leichthin entscheiden läßt, ob dieser Bankerott eines Geschäftsunternehmens nicht etwa zugleich der Bankerott einer in anderen Großstädten reich aufgeblühten Geschäftsidee ist. Die Eröffnung des Mariahilfer Zentralpalastes bedeutete für Wien, das bis dahin nur kleinere Abarten des reichsdeutschen Warenhauses beherbergt hatte, auch von dem eigenartigen Mietsübereinkommen abgesehen, eine Novität. Es war ein Versuch, in Wien einen Louvre heimisch zu machen, ein Riesengebäude, in dem alle Gewerbe und Industrien des Haushalts ihre durch Treppe und Lift praktisch verbundenen Abteilungen haben sollten. Berlin hat darin schon vor langer Zeit sein erfolgreiches Debüt gehabt und die eingefleischten Wiener Raunzer, die von ihren Abstechern nach Berlin immer ein ganzes Pack Kulturfortschritte mitnehmen, um es hier als großzügige Weltleute demonstrativ wieder auszukramen, wußten Wunder was vom Berliner Warenhaus zu erzählen. Du willst dich vom Kopf bis zum Fuß neu bekleiden? Gemacht. Du fährst mit mir zum Warenhaus. Linke Treppe, erster Stock – ein eleganter Winteranzug. Du brauchst Schuhe? Steigen wir in den Personenaufzug – so, hier ein Paar echte Amerikaner. Ein neuer Hut gefällig? Nur zwei Schritte hinüber. Dort drüben bekommst du die Handschuhe. Im zweiten Stock Hemden und Krägen. Hier einen Spazierstock. Dort eine Remontoiruhr mit dreijähriger Garantie. Bist du hungrig geworden bei dem Kreuz und Quer? Komm in den dritten Stock. Du staunst? Ja, wahrhaftig, deine Ohren belügen dich so wenig als deine Augen. Militärmusik gibt es auch da. Natürlich auch in- und ausländische Zeitungen. Na, herumgeplagt hätten wir uns genug, willst du vielleicht jetzt ins Kabarett (Souterrain, links), ins Varieté (Mezzanin, rechts) oder ins Kino (Erdgeschoß, geradeaus)? Ja, du kannst in diesem Warenhaus leben und sterben, du kannst ohne Mühe an einem Nachmittag dein Gehalt durchbringen und ein paar epikureische Wochen verleben, ohne daß du ans Licht der Welt kommst. Das heißt: mit dem Durchbringen des Gehaltes hat's noch seine gute

Weile, denn die Devise in diesem Riesenspektakulum heißt: Billig! Gut und billig? Mach den Versuch!

Dem braven Wiener Schildbürger mochte bei dieser Beschreibung das Wasser im Munde zusammenlaufen. Ein Geschäft mit Spektakel? Einkauf mit »Musi«? Arbeit mit Hetz? Das wäre ja gerade nach seinem Geschmacke gewesen, der er so gerne mit seinen täglichen Obliegenheiten ins Kunterbunt der Fröhlichkeit taucht und sich lieber einen Juxgegenstand für 10 Kreuzer besorgt, den er mit Unterhaltung vergolten erhält, als Bedarfsstücke, die ihn einen nüchternen Geschäftsweg kosten. Andererseits aber setzte er dennoch bei dieser Verherrlichung sein bekanntes Abwehrgesicht auf, mit dem er gegen jede Neuheit »von draußen« opponiert und dessen Lippen sich das Wort zu ersparen scheinen: »Alles Schwindel!« Das ist nicht immer ein beschränkter Zug der Rückständigkeit, es ist ebensooft ein solider Zug der Vornehmheit. Denn der Wiener ist nicht deshalb allein ein Feind der Neuerung, weil er ihr seinen Geist nicht rasch genug anzu-  
bequemen weiß, als weil ihm das von alters her Bewahrte eher die Bürgschaft der Gediegenheit gibt als eine schillernde Plakatunternehmung. Und das in diesem Falle besonders – weil er zudem auch in allen Dingen Föderalist ist, ein Anhänger des politischen, industriellen und künstlerischen Teilungssystems. Daß er es als Konsument ist, erhält hierzulande das Kleingewerbe, das anderwärts der Warenhauskonkurrenz fast zu erliegen droht, noch am Leben. Er hat seinen Leibschuster, seinen Leibhutmacher, ja er beschäftigt womöglich verschiedene Firmen für seinen Bedarf an Krügen und den für Manschetten. Er kann sich eben von dem Gefühle nicht befreien, daß dort, wo man alles erhält, nichts etwas wert ist. Dann aber bedeutet ja der Einkauf für den Wiener kein bloßes Geschäft, sondern einen wahren Sport. Er macht sich aus allen Gewohnheitsdingen des Lebens einen Sport – und das ist eigentlich der Inhalt seiner Lebensfreude. Denn schließlich – mag man vom Standpunkte des wirtschaftlichen Ernstes was immer für und gegen diese föderalistische Einkaufsspielerei sagen – was unterscheidet denn auch den Dichter vom gemeinen Menschen? Daß dieser nie alles dem leidigen Zweck zuliebe tut, während sich jener noch obendrein als Illusionist mit allem spielt. Das ist das Um und Auf des berühmten Wiener Fehlers, in allen Dingen statt des einfachen den unterhaltenden Weg zu gehen. Und schon darum wird es – wenn das Waren- [Textverlust] dauern, bis Wien auch diese Einrichtung der modernen Großstadt vollends adoptiert haben wird.

Neuerer sind in dieser Stadt immer Märtyrer. Die Urkunde beginnt hier über jedes neue Kaffeehaus mit den Worten: »Zwei oder drei san

an dem G'schäft z' Grund gangen und auf einmal ...« Auf einmal! Über Nacht geschieht das Wunder. So wird vielleicht schon der nächste Unternehmer mit der jüngst gestrandeten Kaufhausidee mehr Glück haben.

Prager Tagblatt, 28. November 1912

### 13. Der Selbstmord eines Kindes

Nach Zeilen mißt die Menschheit ihre Schritte. Immer weniger beachtende Zeilen erhält das Wunderbare und tief Bedeutende und die Zeit, die den Rekord für den Fortschritt, das Nochniedagewesene zu ihrem natürlichen Prunkstaat gehörte, zur Kenntnis zu nehmen. Die Menschheit verliert immer mehr Zeilen unterwegs, welche die Kulturphrase und das Unternehmungsgewerbe in ihrem Namen draufbekommt. Das Alte, und sei es ein »König Lear« zum hundertsten oder das Heinrich-Kleist-Drama zum tausendsten Male, wird man es dem beunruhigten Kopfe los, indem man ihm nach Verrichtung aller kritischen und psychologischen Gebräuche eine statistische Rubrik zuteilt – als wäre es durch die Gewohnheit gewöhnlich? Das Neue aber, und mag es eine Oper von Richard Strauß oder die Ausstellung »Kind und Kunst« sein, residiert über alle Seiten – als wäre es durch Ungewöhnlichkeit außergewöhnlich. Was hat mir der Satan eben jetzt heringespielt? Kind und Kunst? Ja, wahrhaftig, der Brummbaß kommt zurecht für mein Thema. Es lautet: Der vierzehnjährige Bürgerschüler Jakob T. hat sich in der elterlichen Wohnung erhängt. Motiv der Tat: unbekannt. Nun, daß das Motiv unbekannt war, scheint gerade das Motiv gewesen zu sein – und ist es, wie sich in der Folge herausstellt, unzweifelhaft gewesen –, sonst könnte die Notiz unmöglich dahinter so beherzt einen Punkt setzen. Das Gewissen der Zeit hat den Fall damit abgetan. Vor Jahren hätte sich eine Enquete gebildet zur Einsetzung der Motive und ihrer Bekämpfung; die Mutter wäre interviewt worden; die Psychologie hätte nachgezittert. Inzwischen aber ist unser Zeitalter das des Kindes geworden und nun ist es in Beziehung auf Kinderselbstmorde jeder Verantwortung enthoben. Wer in der Zeit der Reformpädagogen noch Hand an sich legt, hat es sich selbst zuzuschreiben. Das Unbegreifliche daran glaubt der Verstand leidlich verdaut zu haben; im Begreiflichen aber steckt kein hinterhältiger Feind mehr, der über die Gegenwart beunruhigen könnte. So teilt denn auch »der Lebensüberdruß eines Vierzehnjährigen« seine Kolonne in der öffentlichen Teilnahme mit den Kapiteln: »Sturz

vom vierten Stock« – »Scheue Pferde« – »Dachbrand« – »Den Geliebten angeschossen«. Wer hat Zeit, sich jeden Einzelfall herauszupicken? Es gibt größere Wichtigkeiten. Die Welt geht weiter und hat eine Notiz fallengelassen. Es wäre aber der Mühe wert, um dieser und jener willen stehenzubleiben.

Wohl gemerkt: der Selbstmord eines Kindes – beileibe nicht: der Selbstmord eines Katers. Keine Neutönerei, keine Grimasse im Abhandlungsstil, keine neue Nummer. So problematisch und bedeutsam haben wir's noch lange nicht. Also kein Frikassee à la Bizarr. Nichts auf die nächsten drei Ewigkeiten Buchdruckerkunst Hingestelltes und nichts Gemeintes. Nein, derbe bürgerliche Hausmannskost, aus Rührung und Tatsachen gemischt, vom Tage aufgetragen und kaum wert, daß ein rechtschaffener Psycholog dazuschmeckt. Zwar wird er sich etwa beim »Ritualmord am Regenwurm« (und anderen Novellen) gerne den Hals auskegeln, um durch alle Windungen mitzukommen und aufs »Vastehst du?« des Autors laudabiter approbiert zu werden. Hier aber lohnt es kaum der Mühe, auch nur in Stimmung zu kommen. Was ist denn geschehen? Ein vierzehnjähriger Bub hat sich das Leben genommen. Das ist erstens – wie gesagt – nichts Neues – also wird es in der Psychologie ohnedies schon geführt sein. Dann aber hat die öffentliche Diskussion für solche Fälle bereits eine Schablone parat stehen, die den Spezialfall umhüllt und das Mitleid schwer durchläßt. Die Worte, die dran kleben, heißen: »scheu, in sich gekehrt, verschlossen« – also gemütskrank, der Arzt sagt: pathologisch; oder »reizbar und hysterisch« – also wieder nicht gesund, wofür der Arzt diesmal sagt: Pubertät; oder »abgeschlossen und streng gehalten« – also schlecht behandelt, der Pädagog sagt: unpädagogisch; oder – im besten Falle, denn da bläst das schuldbedrückte Herz doch wenigstens polemische Winde heraus – »schlechter Schüler« – also Qual der Unfreiheit, der »Simplicissimus« zeichnet einen Humanisten, einen Baum und einen Strick. So stellt man sich den lebensmüden Knaben einfach als einen vorzeitig von allen Hunden der angelernten und festgestellten Wissenschaft zu Tod gehetzten melancholischen Trotzkopf vor und erhält, rasch genug, um der Sorge und Betrübniß zu entweichen, das Bild eines krankhaften Ausnahmefalles, einer angefaulten Jugendpflanze. Künftig steigen die typischen Umstände von selbst vor dem Auge auf und die Chiffre genügt. Es ist das bekannte Gesellschaftsspiel der Pathologie, die sich Goethes Satz: »Vor allem haltet euch an Worte!« als Hausspruch über ihren Tempel der Gewißheit gesetzt zu haben scheint. Weil sich der Bub erhängt hat, muß er – auch wenn die äußerliche Ursache nicht fehlt – eine innere Neigung

dazu gehabt haben. *Weil* das nicht normal ist, *muß* das unnormal sein – und die Neigung war die Krankheit. Ergo: weil der Bub unnormal war, hat er sich erhängt. Er ist nicht an Masern und Diphtheritis, sondern am sogenannten *taedium vitae* gestorben ... Die Hausfrau kann sich gerührt schneuzen und dem Arzt fünf Kronen in die Hand drücken: Trost in der Unglücksstunde! ... Dann kommt das theoretische und praktische Machertum an die Reihe. Das eine betont nachdrücklich, daß die Jugend von heute die heutige Jugend, zudem aber frühzeitig reif sei, so daß der Ernst des Lebens, der sich auch im letzten Vorfall bemerkbar mache, nach öffentlicher Fürsorge im Interesse des Schutzes der Jugendlichen rufe; während das andere bloß ein Komitee einsetzt. Ein Kongreß zur Wiederherstellung der kindlichen Lebensfreude wird geplant; er soll eine Menge Ziele verfolgen, die zusammen ungefähr der Abschaffung der Zuckerschnur im Haushalt gleichkommen. Der Satiriker aber sagt: »Seht, das alles hat das Kind vorgeahnt. Es lebt in einer Welt von Ärzten, Erziehern, Reformisten und hat keine Kinderstube mehr. Darum der Selbstmord.« Damit ist das pädagogisch-pathologische Stimmungsklischee für jeden Selbstmord eines Vierzehnjährigen gegeben und die Erde dreht sich ruhig weiter.

Ich möchte aber nicht, daß man im Falle des 14jährigen Knaben, der sich in dieser Woche »grundlos« erhängt hat, die Rührung etwa im Sacheifer verpackt; lieber die abgerissensten Naturlaute der Wehmut als die ausgerissensten Diskussionsweisheiten, denn die Rührung führt unmittelbarer ans Herz dieser tragischen Sache als die sprungbereite überlegene Kasuistik. Wenn das Ohr vom Rapport der Phrase tot bleibt, soll die Phantasie sich's lebendiger nachzeichnen. – Daß sich ein Kind umgebracht hat. Ein Wesen, das keine Häßlichkeit oder besser noch: nichts häßlich sieht, von keiner Erfahrung befleckt ist, ein kristallisch-reines Gebilde aus Blut und Unschuld, empfänglich und wundergläubig, zum Lachen und Staunen geboren – und heckt in seiner Kinderstube den Gedanken aus nach etwas Unbekanntem, wovor sich die Großen sogar die Decke über die Ohren ziehen, reicht unerschrocken dem Jenseitsbegriffe die Hand, begibt sich mit eisernem Entschlusse ins Wagnis, zerschlägt sich seine blühende Welt und geht den Weg, zu dem sich der lebenszerstörte Hamlet nach seitenlangen Philosophien nicht finden will. Das Spielzeug unserer Herzen und Sorgen wird lebendig, nein, es wird heroisch und wir sind sein Spielzeug gewesen. Der Kindersinn, der nur das Heute und Morgen zu kennen schien, hat uns belogen, denn längst war er ja (vielleicht gerade für die Dauer eines Vorsatzes) in der ungeheueren Einsamkeit der Zeit verweilt, als hätten innere Augen ihm erschlossen, was wir

seinen leiblichen entzogen haben. Ein Kind, das wie vom Fenster eines Eilzugs auf die väterliche Welt sah, ist plötzlich – weiß Gott wie! zurückgeblieben, in die Landschaft ausgesetzt worden und gehört nunmehr für immer dieser Welt. Ein Ruf nur – und der Vater würde sich umdrehen, mit Tränen im Auge, sein Kind umhalsen und rufen: »Ich kenne das; mach dir nichts draus – das kommt über jeden.« Aber freilich die Alten wissen es, daß *eine* Qual alle Haare bleichen macht; wie würde aber das Kind mit seinem Bekenntnis in die daseinssichere und ewig geschäftige Art des Vaters fallen, der ja am anderen Ende der Welt steht? Die Sehnsucht nach einem höheren Vater wird lebendig, an dessen Brust sich's heimlicher ruht, der einem klar ins Gesicht blickt und in dessen Reich es keine Weiten gibt, die die Seele nicht ermessen könnte. Das Kind sehnt sich nach seiner Kindheit, wie wir uns nach der unseren sehnen, und sie heißt: ewiger Friede. Wir haben uns als Schulinspektoren und Sorgenlehrer in die Kindheit gesetzt und alle Wunder und Heimlichkeiten daraus vertrieben. Da erinnert sich das Kind an eine Welt, in der ihm besser war, und erhängt sich. Und hinterläßt eine tieftrauernde Psychologie.

Wo diese Psychologie nicht an sich selbst die Geheimnisse der Umwelt abzulesen vermag – wird ihre zärtlichste Kunst zu Schanden; wo sie nicht hineindichten kann, verrichtet sie nichts. Aber haben wir sie nicht eben auch dem kindlichen Selbstmörder eingedichtet? Könnte uns der zynische Verismus nicht kurzweg das Wort abschneiden mit einer Handvoll Kopftiteln: »Mißhandlung« – »Furcht vor häuslicher Züchtigung« – »Der Ausweis«? Ich wünschte den Leuten, die das Wort »Tod« mit so großmäuliger Sachkenntnis in den Mund nehmen und die sich über einen Selbstmord nicht mehr wundern, der kein Motiv hat, daß sie einmal unter gleichen Umständen das gleiche probieren. Als ob für das nächste Höhere hält, setzt eine Ehre darein, vom Ungewöhnlichen wenig Aufhebens zu machen und es ganz beiläufig und gelassen, als ob nicht jeder in richtiger Stimmung ein solches Motiv hätte und als ob nicht bloß die Leichtigkeit des Widerstandes das Erschütternde wäre und umso erschütternder, je weniger durch die Natur begreiflich. Oder soll gerade durch die Kindlichkeit die kindliche Tat den tieferen Ernst verlieren? Auf der Brücke vom Sein zum Nichtsein gibt es nur *eine* Intuition der Seele; hier werden alle erfahren; und alle furchtsam, die sich dem »unbekannten Land« nicht wenigstens durch den Ekel vor dem bekannten angefreundet haben. Das Kind hat vor allem jene große Neugierde zu überwinden, die man Lebenslust nennt; beim Erwachsenen aber ist jeder Zufall ein Pfropfen, der dem Faß den Boden ausschlägt. Woher also der unbegreifliche

Mut des Entschlusses, woher die hemmungslose Nachgiebigkeit, das Leben beim ersten Anlaß wegzuwerfen? Der Fall des armen Bürgerschülers, der sich ohne irgendwelchen übers Grab hinaus affektierten Appell an die Nachwelt, ohne Rührungsdokumente an die Mitwelt, ohne das geringste stimmungsvoll-bedeutsame Zeichen aus der vielköpfigen Familienschar auf den Gang schleicht, vorbedächtig einen Haken einschlägt, einen Strick dran schlingt, sich ruhig und harmlos zu Bett begibt und am nächsten Morgen, ehe die anderen aufgestanden sind, erhängt, es ist nicht der erste Kinderselbstmord, zu dem der Polizeibericht sagt: Kannitverstan. Gerade vor einem Jahre hat in derselben Weise (und im selben Hause) ein Freund des lebensmüden Knaben Hand an sich gelegt; ein kaum 13jähriges Kind, heiter und gesund, von den Eltern mit sorgfältigster Liebe bedacht. Welche Geheimnisse mag der kindliche Freundschaftsbund, in dem der Tod des einen dem Leben des andren eine Verfallsfrist zu setzen schien, in sich schließen, wie mag der Verstand des Kameraden das Familiengespräch über das Unglück im unteren Stockwerk betrachtet und was darin erfahren haben? Und vor ganz kurzer Zeit hätte es beinahe unter Berichtigungen und Verwahrungen polemisch aufgeschäumt: ein 15jähriger Theresianist hatte sich im Gebäude der Unterrichtsanstalt erhängt. Wir wissen es vorweg, daß in keinem Falle die Verantwortlichen die Verantwortung trifft; es hätte des eiligen Communiqués gar nicht bedurft. Denn die Welt, in der sie leben, ist nicht dieselbe, in der sich der Theresianist umgebracht hat, und was sie nicht hindern konnten, hat die ganze Zeit gefördert. Es kam aber ein letzter Ausspruch des Selbstmörders dem öffentlichen Gewissen zu Hilfe: er wollte sich erhängen, weil man dabei so »angenehme Empfindungen« haben soll. Kinder, die eine ätherische Lust mit Tod und Todesgefahr bezahlen wollen? Vierzehnjährige, denen von hienieden keine »Annehmlichkeit« mehr wird? Die das Bedürfnis nach einer neuen ungewohnten Seligkeit empfinden weit über ihr plattes Schulbereich und das Reglement hinaus? Deren Phantasie sich in transzendentalen Genußträumen verliert? Hier weint auch der Philosoph. Welch eine Kindheit ist das? Aber er könnte sich ein sentenziöses Kolumbus-Ei zur Antwort geben: es ist überhaupt keine Kindheit. Der Fortschritt bewegt alles nach vorn. So hat er im Schnellsiedebrauch das Kind zur geistigen Jünglingsgrenze, den Jüngling an die Mannesschwelle gebracht. Wer hätte geahnt, daß der alte patschierliche Ausruf aus den »Fliegenden Blättern«: »Es gibt keine Kinder mehr!« so furchtbar erfüllt werden sollte!

Die Luft des Kinderzimmers ist schwül geworden von Erziehungsprinzipien, Verstandeslehren und Kulturzwecken; denn die Eltern

wollen Kollegen ihrer Kinder sein. Beide sollten sich verstehen. Sie mißverstehen sich noch mehr. Auf dem Tisch liegt das Kassabuch und ein Exemplar von »Weltall und Menschheit«. Nur keine Märchen – und wenn es auch das vom Storch wäre! Verträgt das Kind so viel Einsicht? Soll man ihm nicht die Zeitung aus der Hand reißen? Ist es ratsam, wie anno dazumal mit der Rute hinter dem Rücken, so heute mit dem Lebensernst zu drohen und ihn mit jedem Atemzug einzutrichtern? Es gibt ohnedies keine Tapetenwand mehr zwischen der Kindheit und dem Leben. Ist es da erziehlich, den Blick in die Zukunft vorzeitig noch weiter zu öffnen und vom Leben mehr zu zeigen, als unbedingt nötig ist? Die Alten haben's gut. Sie leben von ihrer Kindheit. Wovon sollen die Kinder leben, denen sie die Kindheit nehmen? Nein – keine Kollegialität zwischen Eltern und Kind! Denn da jene ja doch – wenn sie nicht etwa Shakespeare oder Mozart heißen – keine Kinder geblieben sind, so müssen diese zu ihrer »Reife« aufrücken. Dann erhängt sich eines, dem angst und bang wird – und der Vater kann es sich durchaus nicht erklären. Wir kennen eben dieses Geschlecht nicht mehr, das unter unserer eigenen Ägide aufwächst. Man müßte gerade eine Rundfrage unter Kindern veranstalten, um sich von ihnen über den »Selbstmord eines Vierzehnjährigen« belehren zu lassen.

Der Optimismus – so notwendig wie die Religion – spricht deziert. Er leugnet in seiner idealistischen Kommandosprache, daß die Gemüter vom seelenlosen Lärm der Zeit angegriffen werden. Aber wie erhebend auch sein Zukunftsgemälde ist – die Ausnahmen, die er wegwirft, sind ohne abstrakte Hilfe vom Leben gezeichnet. Und richtig, gehört zu seinem Terrain nicht auch die Lehre, daß, was in einem Wunsch war, beim nächsten zur Tat wird? Dann muß sich Alt und Jung beeilen, rasch genug noch zu seiner Fahne zu treten. Denn ein hämischer Sophist könnte die Lehre daraus ziehen, daß unsere Nachkommen den Selbstmord, den wir ihnen zuliebe unterlassen haben, auf eigene Rechnung nehmen.

Prager Tagblatt, 3. Januar 1913

#### 14. Schuhmeier

Es gibt einen dummen Kerl von Wien und einen lieben Kerl von Wien.

Beide wechseln leider gern die Masken und das hat dem einen zu gutem Renommee verholfen und dem andern die Freude genommen. Es gibt eine Dummheit, die unwiderstehlich liebäugeln, und einen

Charme, der unausstehlich blödeln kann oder muß – weil keine andere Mischung vom Wiener besser goutiert wird.

Der dumme Kerl von Wien ist eine Plage des Jahrhunderts. Wie rührend und witzig war seine Einfalt, als er noch in einer Strafecke des alten Volksstücks stand, sein hausbeschränktes Raisonement heruntersprach, die Welt nach seiner Gasse richtete und im stillen immer sein Herdfeuer des Gemütes pflegte. Dann fielen die Wälle und Gräben, aus der Kleinstadt wurde die Großstadt und der dumme Kerl stand ohne Unterkunft. Aber da halfen zu glücklicher Zeit die literarische Pietätsmode und das soziale Schlagwort mit – und der dumme Kerl wurde ein gar aufgeblasener Herr, lernte hochdeutsch sprechen, schmückte sich mit einer Ehrenkette, kurz: der kleine Mann wurde ein großer Mann. Ja, er regierte nicht bloß das nächste Wirtshaus und die Stadt herum, sondern die ganze Monarchie. Er gab dem Volke, was des Volkes ist, und vollzog eine Umwertung aller Werte. Wozu der Respekt vor der Bildungsbrille, wozu die Leitung durch die unverstandene Vernunft, wozu der ewige Abstand von Hoch und Nieder, von Schriftsprache und Dialekt, von Wirtshaus und Parlament, von Burgtheater und Volkssänger? Nein, der Greisler ist der eigentliche Herr seines Volkes, sintemalen auf einen Gelehrten fünfhundert Greisler kommen. Er setzte sich also selbst auf die Tribüne und sprach und benahm sich, wie es die anderen Brüder vom Stammtisch wollten und taten. Nun war dieser dumme Kerl allerdings auf dem Wege zur Rednerbühne im Handumdrehn selbst ein »Studierter« geworden. Dennoch zog er die Volksjacke an, trank Bier und überschwemmte Österreich mit dem Geruche von Fusel.

Dieser dumme Kerl von Wien mit seinem rechthaberischen Emponpoint und seinem aufgetragenen Besitz geistiger Besitzlosigkeit ist die Unausstehlichkeit selber.

Aber siehe da! – Hinter dem in Selbstübernützung, im Kehlkopf- und Ellbogenkampf verbrauchten und entarteten Dekadent des dummen Kerl drängte auf einmal ein frischer Nachwuchs des ehemaligen Volkstums, durch Arbeit und Abgeschiedenheit vorbestimmt zum Erben des guten, alten Wien. Diese neue Art Mensch war Sozialdemokrat. Und dennoch darf kein Kulturaristokrat hier »*Fi donc!*« sagen und sich die Nase zuhalten. Die Unteren sind den Oberen gegenüber, denen sie auf dem Fuß folgen, ja immer um eines im Vorteil: daß sie heiß und rechtlich um das gerungen haben, was diese verschlangen: nämlich um die Kultur. So waren diese *homines novi* sehr wohlherzogene Wiener, das heißt sehr wohl im Wiener Geiste erzogen, und wenn sie sich tausendmal »international« nannten: es war bei ihnen

nicht der berühmte Kraftentladungs- und Zerstörungstrieb und nicht die Bombenlust des welteinigen Hausens, der sie an die Oberfläche riß, sondern im Gegenteil, ein Wiener Kulturgefühl, das ihnen gebot, mit Schlacken aufzuräumen und sich oder den Söhnen in Reinheit wiederzugeben, wofür sie ihren Anspruch berechtigt glaubten. Ein Wiener Sozialdemokrat ist eben innerhalb der weiteren Gattung selbst eine Spezialität, wie ein Wiener Jesuit, ein Wiener Feudalherr oder ein Wiener Tscheche. So ist der »klassenbewußte« Arbeiter mit der Mode trotzendem Umlegkragen, der flatternden Freiheitskrawatte, dem vormärzlichen Schlapput und dem arbeitsgebleichten Gesichte ein direkter Erbe des Volkswieners aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts geworden. Ein Zeitgemäßer, was man vom dummen Kerl nicht behaupten kann. Dieser Umstürzler also erkennt Autoritäten an; es ist sein Ehrgeiz und sein Stolz, im Tone ruhiger Vernunft zu sprechen und im Kreise ruhiger Vernunft zu gelten; sein Humor ist nicht demagogisch und protzig umgefärbt – er fließt so still vom Herzen ab wie eben bei der bescheiden zurückgekehrten Betrachtung. Und dieser Umstürzler ist vor allem wienerisch darin, wie er – im Innersten wohligh gekitzelt, wenn man ihn einen Wiener nennt – der Parteiparole zuliebe mit gläubiger Beharrlichkeit dabei bleibt: »Ich bin international.«

In diesem Korps fand der dumme Kerl seinen Antipoden. Er läutete zuerst beim Wiener Hausmeister Alarm: »Zu Hilfe! Die Revolution kommt, ihr seid gute Bürgersleute, hütet euch vor den nihilistischen Raufbuben.« Der Hausmeister hat gehört und die Wohnparteien sind ihm (solange sie nicht wußten, daß dieser Ordnungshüter ihr böser Geist ist) willig gefolgt. Aber allmählich trat zu Tage, wie manierlich diese Raufbuben seien und wie lächerlich die Würdevollen vor ihnen daständen, und jedes Kraftwort von ihrem Sitz aus zog wie Sauerstoff durch die überdrüssige Thaddädlstimmung des Saales und durch die matte Seele des Lesers. Und die Sozialdemokraten – was hier noch sehr lange nicht bedeutet: die Sozialdemokratie – wurden in Wien populär und nahmen bei den letzten Wahlen nahezu alle Mandate für den Reichsrat in die Hand. Namen, die dem Wiener Ohr früher die Zukunft eines Robespierre oder Marat verheißen mochten, bekamen bald einen Klang wie der Guschelbauer und der alte Blasel. Ja, die höchste Ehre wurde ihnen damit zu teil, daß sie die Phantasie samt ihren Titeln und Charaktern zu einem traulichen Begriff verkürzte: der Seitz, der Pernerstorfer – der Schuhmeier.

Er war der populärste von ihnen. Warum? Weil er ein Wiener war in einem Sinne, der dem Wort schon beinahe abhanden gekommen ist.

In seiner Gemütlichkeit lag keine herablassende Hausvaterart, die mit Bonhomie die Schäfchen einlullt; in seinem Auftreten nichts vom robusten Hausherrn, der in und mit dem Dialekte Ordonnanzen gibt; in seiner Sprache kein unsicheres Herumbandeln zwischen Bildungsaffectation und Unbildungskonzeption (oder, wie bei den modernen Taktikern der Volksversammlung, umgekehrt); in seinem Leben nichts von jener Art Popularitätsverfertigung, die immer einen Triumphwagen vor sich einspannt und sich den Leuten durch Erfindung eines Spottnamens auf die eigene Person, durch ein verlogenes Schäkern und Scharmutzieren selbst in den Mund bringt. Nein, das alles war mit *ab dato* Schuhmeier plötzlich *vieux jeux*, das war der dumme Kerl am Thron. Der Schuhmeier aber war schlicht. Er blinzelte nicht zu den Tischen herüber, weil er ja geradezu aus der Mitte der Tische und Bänke sprach, die sich vor ihm füllten. Noch als Abgeordneter und öffentlicher Funktionär hatte er das Gefühl, als Unbeteiligter, als Mann aus dem Volke, mitzureden; und daraus mochte wohl die Art entspringen, wie er immer mit einem jähen und ungeduldigen Ruck sich auf die Tribüne schwang und die ersten Worte in so hellem Akzente sprach, als hätte er seine Sprechlust lange mühsam bezähmen müssen. Dann aber war sein Vortrag wirklich rhetorisch und nicht allein volkstümlich. Der Witz – und er war einer der schlagfertigsten Meister des Wiener Zwischenrufs – genügte ihm nicht; solange er rhetorisches Feld in Sicht hatte und Unausgesprochenes im Kopfe brodelte, floß auch sein Mund eindringlich davon über. Und seine Volkstümlichkeit? Er trug sie weder in der loyalen Art des Unerkannten und doch Bekannten; noch auch schleifte er sie in berausenden Vivatrufen hinter sich nach. Er gehörte zu jenen Genies des Lebens eifers, die so ausschließlich und selbstverständlich und ohne die gemeine Fähigkeit, im Gehirn zwischen Arbeit und Schlaf für Selbstbespiegelung noch Platz zu halten, sich mit ihrem Kopf befassen, daß ihnen der Begriff und die Frage, wie sie auf *andere* wirken mögen, spanisch ist. Er war der liebe Kerl von Wien.

In früheren Tagen wäre man in Wien beinahe geneigt gewesen, durch namentliche Abstimmung zu erweisen, wer populärer sei: Lueger oder Schuhmeier? Und diese Frage ist darum nicht ohne Interesse, weil die beiden, so sehr sie aus einem Holz der Mundart geschnitzt schienen, dennoch von ganz gegensätzlicher Struktur waren. Lueger – das war die Popularität einer revolutionären Bierkrügelzeit, die Popularität des Schlagworts, die Beliebtheit des offenen Wagens. Schuhmeier – das ist die unwandelbare und ungeteilte Popularität des Wieners schlechthin; eines, der nicht bloß wienerisch, sondern als

Wiener spricht, der sich Volkslaute nicht zur politischen Verwertung ausborgt, sondern mit ihnen auf die Welt kommt. Dieser Schuhmeier war also das Urbild dessen, womit seine Gegner in breitschultriger Entstellung Propaganda gemacht haben: des »Hamur«. Es ist eine gemütspekante Mär, die man sich in stürmischen Parlamentstagen erzählt hat: daß die beiden Gegner, Schuhmeier und Lueger, einander beim ärgsten Geschimpfe zublinzelten, als wollten sie sagen: Beim Bier werden wir uns schon darüber unterhalten! Nun ist gerade dieses private Arm-in-Arm-Gehen der öffentlichen Feinde ein österreichischer Zug, der mehr der Galerie als dem Parterre gefällt. Aber es wäre kein Wunder, wenn die beiden sich in ihrem Element verwandt und versöhnt gefunden hätten. Sicherlich wäre es keines, soweit es Lueger betrifft: sah er doch in der Gestalt seines politischen Duellanten seinen Lieblingstyp wieder, den er dann auf tausend Leisten gespannt und in seine goldene Echtheit gebracht hatte.

In Schuhmeier trägt Wien seinen Genius des lieben Kerls wieder in einer starken Person zu Grabe. Werden nur, um Himmels willen, jetzt nicht Original-Imitatoren kommen und das verwässern, was bei diesem einzig war und also bei allen andern ungenießbar sein muß?

Prager Tagblatt, 14. Februar 1913

### 15. Der hungernde Dichter

Die Rolle des Salondichters im französischen Lustspiel, mit seinem gefetteten Haar, dem schmachtvollen Augenaufschlag und der tadellos sitzenden Wolke von Geistesabwesenheit, der, lange vom Guteschmel signalisiert, beim Eintritt von erwartungsdurstigen Augen gemustert und endlich von andächtigen Wallfahrern um Gnadenfunken angebettelt, den Glanzpunkt des Abends bildet, diese komische Figur also unter dem Namen »Die neueste Linie« wird bald von einer neuen abgelöst werden: dem hungernden Dichter. »Haben Sie gehört, Herr Graf«, muß eine Person des Stückes fragen, »wir haben den hungernden Dichter eingeladen?« – »Was Sie sagen! Den hungernden Dichter! In eigener Person! Er selbst! Wahrhaftig?!« schwirrt es durcheinander. Und dann – dann soll es echt französisch kommen. Herein tritt ein wohlbeleibter, rosenwangiger Herr, von Gästen umdrängt, von Lorgnons gestürmt – die Zierde des Festes: der hungernde Dichter. Zum Schluß soll meinetwegen der obligate Backfisch den obligaten Satz sprechen: »Mama, meine Illusion ist zerstört! Herr X hat nicht einmal Appetit gehabt.«

Mr. Snob rüstet sich, den neuen Gast zu empfangen. Und wie ist es so weit gekommen? Oh, durch gute Empfehlung. Der Hunger hat eines Tages seinen Entdecker gefunden. »Ja, hören Sie, Mann, Sie haben ja eine ganz kapitale Armut – Sie könn' Karriere machen!« Darauf fitzelt er hinter das Wort »Kulturschmach« seine Chiffren. Und nimmt das Patent auf den Schutz des Armen. Und rollt ihn behutsam der Gesellschaft in die Hände. Da nahm nun jeder eine Marke auf »Talentschutz«. Die Welt, in der man aus Langeweile Kultur hat und sich aus Kultur langweilt, hatte die neue Mission gefunden und dankte es ihrem Schützling. Sie zeigte den lieben Kleinen herum, herzte ihn und poussierte ihn und machte aus ihm den populären Großen. Sie war stolz auf den Dichter, der sie gemacht hatte. Und so wurde – wer fragt, woher der Name seinen Weihrauch bringt? – der Schützling von gestern der Herrgott von morgen. Er hatte die Gunst, er hatte die Menge, er war nicht mehr zu entthronen und seine Manager mußten sich selbst mit verkniffenen Lippen vor ihm beugen. Das ist die Geschichte vom hungernden Dichter.

Ja, hat er denn, wenn er einer war, das ausgehalten? Sein Wohlgeheihen würde an seiner Kunst mißtrauisch machen. Er müßte seinen Gönnern davonlaufen, um wahrhaftig Gläubige zu gewinnen. Wie nun: gehört er zum Lustspiel oder nicht? *Eine* Hoffnung – eine große – ist jedenfalls dahin: er wird nie gegen diese Gesellschaft sein. Das heißt: in der Freiheit seiner Verachtung mag ihn nichts beschränken. Aber sein Werk wird nie auf der Gegenseite des herrschenden Geschmackes liegen, seine Kunst wird nie seine Zeit verleugnen, sein bloßes Dasein wird kein »Nein!« auf das allgemeine »Ja« sein. Die Mode hat ihn aufgepäppelt – er gehört der Mode. Es wird schon so etwas in ihm stecken, womit sich die Allerweltsnase leicht befreundet. Und wird er ja einmal einen eigenen Schritt versuchen, wird er nur den Fuß heben wollen – kein Schritt ohne ihn, schon hat es ihm die Mode im Spiegel vorgemacht. Er mag tun, was er will; er hat in diesem Spiegel sein Gesicht verloren. Dieser hungernde Dichter war vielleicht einmal ein Dichter; er kann in der Folge nur noch ein Dichter seiner Zeit sein.

Es ist vorläufig noch schade, daß »der kranke Dichter Alfons Petzold«, der mit seinen Arbeiteraugen wirklich naiv in diese mondäne Welt zu blicken scheint, unfreiwillig den Geretteten spielen und dem ausgeheckten Modetyp Modell stehen muß. Seine Verse waren eher dilettantisch als professionell – das sprach für ihn. Er war kein Neutöner und kein Altreimer; nur hatte er einen verdächtig routinierten Griff fürs Neutönerische. Aber da und dort verriet ein überzähliger Versfuß oder ein nackter Ausdruck zum Glück die natürliche Herkunft

der Begabung, in Rhythmen eine Stimmung auszufühlen. Aus diesen »Ungereimtheiten« hätte das besondere Talent erblühen können; in diese Öffnungen gerade hätte sich die Eigenheit siedeln können. Aber Alfons Petzold ist entdeckt und abgeschliffen worden. Man hat die Technik weiter ermuntert und so wurden die genialischen Zwitter aus Routine und Ungeschick zu hübschen, kompakten Gedichten gerundet. Jetzt steht er in der mittleren deutschen Schreib-, Verlags- und Kulturlinie. Aber vielleicht fragen seine Kollegen, wie er zu dem wachsenden Ruhme kommt. Warum man plötzlich aus seinen Zeilen plastische Miniaturen abträgt und Konferenzen über sein »Werden und Wirken« liest. Warum er auf einmal »Gemeinzweck« wird und den Rezitationen jedes »Klubs der Zurückgewiesenen« als allgemein zugängliche Devise dient. Ja – weil eben ein »kranker Dichter« nur *einmal* zum ersten Male auf die Welt kommt! »Fabrikarbeiter« – »schwer leidend« – solche Worte braucht man. Die Armut dieses Dichters hat auf sein Talent aufmerksam gemacht. Er ist unschuldig daran, wenn jetzt sein Ruhm auf die Armut dieses Talentes aufmerksam machte.

Aber soll aus dem französischen Lustspiel nicht lieber ein Wedekinddrama werden? Ich habe noch eine Person *in petto* und wie die dann der ersten gegenübersteht, das kann eine Szene geben, deren Andeutung schon taktlos ist, wenn einem die Maske »grausam« nicht literaturbehördlich registriert worden ist. Es kommt ein Dichter auf die Bühne, dessen Armut einst nicht in den Salon zu fangen war, weil er und sie diesen Salon verhöhnte. Der hat seine schlechten Lebensverhältnisse selbst entdeckt, hat sich selbst den »Kranken« genannt und seinen »Hunger« (nach dem täglichen Lachs) selbst kuriert, hat es der Gesellschaft freigestellt, ihm zu helfen, und ihr also nichts als eine Antwort gelassen. Das kann sie ihm nicht verzeihen, und sie rächt sich dafür: sie spendet – aber sie unternimmt nichts. Sie ergreift keine »Initiative«. So hat dieser Dichter jetzt Anhänger und keinen Anhang. Er hat sich seine eigene Note erwählt, ohne zu fragen? Er mag bei ihr bleiben! Er spricht unter Gänsefüßchen von seiner Notlage? Wir geben ihm unter Gänsefüßchen zwei Kreuzer. Er hat sich seine Rolle durch Spitzbüberei und Lächeln erträglich gemacht? Gut, wir fassen es als Spitzbüberei und lächeln zurück. (Allerdings sehen sie Gänsefüßchen, wo keine sind, weil sie sich's nicht nehmen lassen, daß selbst der ausgerissenste Kopf zwischen den Zeilen mit ihnen kokettiert.) Dieser Dichter nun tritt mit großen, pathetischen Augen, von der Krankheit merklich angefaßt und mit den Zeichen ewiger Erwartung ein. Ein paar Börsen klimpern nach leidigem Brauch, der zum gesell-

schaftlichen Typ dieses Dichters gehört. Dann umringen ihn einige Herren und sagen: »Aber Peter! Du bist schon wieder stier?« und lachen über den geselligen Patron. Der aber erwidert: »Ich bin krank und brauche Geld.« Da überlegen die Kavaliere und kommen leider wieder darauf, daß er schon berühmt ist und daß er ein zu lautes Wort hat, und einem fällt vielleicht ein, daß in des Dichters letzter Skizze zu lesen war: »Ich bin ein Erzschnorrer. Heute hat mir Baron X einen Wagen gezahlt« und er sagt: »Komm! Ich zahl' dir einen Wagen in die Hauptallee!« Der Dichter denkt: Gut! Aber warum leert ihr nicht euere verfluchten Säcke aus? Wann erspart ihr mir endlich die Gemeinschaft und meine Gänsefüßchen?

Dieser Peter hat einmal eine wunderschöne Skizze geschrieben, die eigentlich bloß eine traurige Wahrheit notierte, aber kurz wie das Gefühl, das sprechen kann, ohne zur Sprachgewohnheit zu kommen. Sie war ein Fluch gegen die Sorge. Ihrer hundert und tausend zerstören wie Ameisen das Gehirn des Dichters. Sie setzen sich auf die Phantasie, lähmen den Frohsinn, beklemmen die Begeisterung und sind ein ewiger Widerhaken des Gefühles. Sie nehmen dem Dichter das Herrlichste – und nur für ihn herrlich! –, die Freiheit. Und wie bedarf gerade die Espenlaub-Seele des Dichters dieser Freiheit! Er sieht tausendfach »unerledigtes« Land um sich – und kommt nie dazu! Er fühlt unverbrauchte Herzenskräfte – und darf sie nicht für die Schönheit brauchen, sondern muß sie für den kleinen Kampf des Lebens hergeben. Er stellt sich vielerlei Genüsse, die jedem Dandy das Rüstzeug der täglichen Langweile bedeuten, als ungeahnte Wunder vor und muß sich mit dem matten Abzug der Sehnsucht begnügen. Denn daß mit der Erfüllung die Schönheit aufhört, ist ein überwundener Standpunkt der seichten Illusions-Lyrik. Und da träumt nun Peter Altenberg von einem Phantasie-Gentleman, einem wirklich modernen Harun al Raschid, den es jetzt bei der Verstaatlichung der Wohltätigkeit noch umso weniger geben kann. Der müßte das leiseste Dichterherz aushorchen und ihm bieten, wonach es sich sehnt: einen herrlichen Park, mit Schwänen im Teiche, japanische Landschaft und ein luftiges Landhaus und ... Aber das Volk hat das Wort Dichter noch immer nicht verstanden, mißt es an den alten Begriffen und den neuen Lieblingen. Dichter machen ja nur so, damit sie dichten können. Dann muß man »Bravo!« sagen und alles ist gut.

Die Wohltätigkeit hat ihre harten snobistischen Gesetze. Wir geben nichts ohne Phrase, die uns den Auftrag gibt und die Bescheinigung. Wir retten den »kranken Dichter« – wenn er uns empfohlen und das Ausschußkomitee mit ihm zufrieden ist. (Fabrikarbeiter mit

dem »modernen Gefühl für die Schönheit im Industrieleben unserer Tage« werden bevorzugt. Denn es ist das Äußerste, was der Begriff »Armut« hervorbringen kann.) Wir geben dem Studenten, der aus Not einen Apfel stiehlt. Der Komparativ, der bloß den Winterrock gestohlen hat, geht leer aus. Wir geben einem Schriftsteller, der ein *ganzes* Libretto geschrieben hat – aber einem Haderlumpen, der Aphorismen macht? Und wir geben: so viel für den Zins, so viel fürs Essen und so viel für Socken.

Im letzten Akt dieses Wandeldramas aber sitzt Arno Holz in seiner Dachstube bei einer Glasschleifarbeit. Es klopft und herein tritt der Obmann eines Komitees, das ihm zum fünfzigsten Geburtstag ein paar tausend Gulden gibt. Denn die runde Alterszahl ist ein Appell an die Menschlichkeit, dem sich kein Herz entziehen kann.

Prager Tagblatt, 27. Mai 1913

## 16. Aus dem sonnigen Wien

Wien hält in diesem Juni eine Sommerparade. Aus welchem Antrieb wird so viel gefeiert? Neben den Kalenderbräuchen des Blumenkorso und des Derby gibt es ungezählte Gartenfeste, auf dem weiten Flachland jenseits der Donau wird nach der großen Zeppelinfahrt eine Flugwoche zur Schau geboten, dabei tagt und nächtigt als Zugabe die Adria-Ausstellung – es ist viel und doch noch zu wenig für das Wiener Bedürfnis, der Zeit entsprechend in Farben zu prangen. Das macht der Phäakenwunsch nach dem ewigen Sonntag, an dem man sich wieder und wieder zeigen kann. Denn alles Festliche und Feierliche in dieser Stadt ist nur ein Vorwand, ihr Volk zu produzieren. Sicherlich schlägt man sie anderwärts durch Pomp und Neuheit. Was sie aber einzig hat und was dem bescheidensten Aufputz den Wert verdoppelt, das muß der Trommelschläger in jedem Zusatz verkünden: den viel verrufenen, grob verlachten, göttlichen Leichtsin!

Der Prater ist jetzt der Ort, an dem sich ganz Wien aufhält, dieser uralte, ewig-junge Wildpark mit den schwerkronen Baumreihen, den sonnigen Strauchhecken, der feuchten Auenluft und der vornehmen Ruhe. Er birgt vom Anfang bis zum Ende, im weiteren Umkreis und jeden Pfad hinein die sommerliche Niederlassung Wiener Lustbarkeit. Von alters her und für immer bewahrt bleibt dem Nobilvergnügen die breite Fahrbahn der Hauptallee mit ihrem Wagenkorso und den weich und schneidig strömenden Klängen der Militärmusik von der Seite her, dem fessellosen Volksorgiasmus aber der Wurstel-

prater mit dem schreienden Kunterbunt und den schwülen Lasterwinkeln. Das ist gerade noch für den Alltagsbedarf an Zeitvertreib. Eine Seitenallee führt von der Endstation der Straßenbahn kurzweg zur Rotunde und Ausstellung. Was gibt es hier zu sehen? Wiederum hauptsächlich die Besucher selbst, deren spielender Atem der Luft erst die Wärme zu geben scheint. Denn in letzter Zeit häufen sich ohne Unterlaß Ausstellungen mannigfacher Art, und da es dabei den Unternehmer-Ehrgeiz bildet, ins möglichst vollkommene Bild auch das Entfernteste einzubeziehen, so gehen die Kreise allmählich ineinander über, und man weiß beinahe nicht mehr, was neu, was alt ist. Der sachliche und fachliche Teil der Ausstellung ist eigentlich ein Museum, ein weitläufiges, reichhaltiges Adria-Museum mit modellierter Entwicklungsgeschichte der Handels- und Kriegsmarine, mit ausgestopfter Adria-Fauna und nachgebildeter Adria-Flora und vor allem mit Miniaturbildern, die in nicht geringerem Maße als für die österreichische Seeküste eine Propaganda für die unvergleichliche Südbahnstrecke von Wien bis Triest bedeuten. Aus dem moderkühlen Rotundenbau strebt man dann ins Kronland jeder Ausstellung, dorthin, wo sie ihren selbständigen Reiz entfalten kann: zum Ernährungs- und Vergnügungsteile. Da ist nun ein apartes Bild gelungen, wenn auch mehr auf buntes Vielerlei als auf die sogenannte harmonische Naturwahrheit gesehen wurde. In der Mitte liegt ein Kanal oder besser eine venezianisch gepflegte Lacke, nicht viel, aber doch genug, daß die an der Burgtheaterschlichtheit geschulte Wiener Illusion damit vorlieb nimmt. Zur Rechten und zur Linken Bauten in dalmatinischem Stile, in jener idyllischen Kreuzung von kroatischer Kargheit und italischer Grazie, nach bekannten Originalen musterhaft dargestellt. Das ist alles so luftig-windig, so herzlich-niedlich, wie man sich eine Wiener Szenerie wünscht. Täuscht es das adriatische Gestade vor? Der Wiener fragt nicht danach, obwohl mit seinem Witz sonst nicht zu spaßen ist. Seine Freudigkeit kommt dem Bemühen zu Hilfe, die Propaganda rechnet hier nicht vergeblich mit dem Willen zur Selbsttäuschung. Und zweifellos ergeben diese Leute in diesem Rahmen, das südliche Volk in noch südlicherer Landschaft ein passenderes Gesamtbild, als wenn kühle Nordländer in einer naturgetreuen dalmatinischen Gegend alles für trefflich, richtig und geschmackvoll fänden.

Vieles gibt es hier, was bloß sehenswert ist, der auf Sand verankerte Riesendampfer vor allem, aus dessen lackschwarzem Anstrich sich die weißgestäubten und haushoch übereinander gelagerten Decks zierlich abheben – eine Restaurations-Kolonie, von deren Höhe aus

man das Jahrmarktstreiben der Ausstellung, ja sogar das weitere Grün des Praters überblickt. Aber daneben sind reizvolle Kleinigkeiten verstreut, die sich viel gefälliger der wirklichen und vorgetäuschten Gegend einfügen. Da steigt man die Wendelstufen zu einer Baracke empor, dem italienischen Weinhaus, und betritt eine kleine Terrasse, die einem den Ausblick auf eine verschnörkelte und spitzwinkelige Kleinstadtecke gibt, mit Klopfgängen, Stiegen, altmodisch-ehrbaren Gaslampen, ja am Strick hängt sogar ein altes Wäschestück – ist das Natur oder Naturalismus? Dienstefrig und wie vom Komitee gerufen, stellt sich zum alten Bilde auch der Vollmond ein. Von den Musikkapellen dringt bald rauschend, bald gedämpft der Lärm herüber. Kein sentimentalischer slowakischer Singsang, keine Seemannsweise wird daraus deutlich, eine alkoholbrüchige und noch immer melodische Volkssängerstimme trägt das neueste verzückte Wehmutslied ans Ohr vom »Lercherl von Hernals«. Es ist die Stimmung eines holdseligen Lokalkompromisses, das dem Wiener auch auf Reisen als Ziel, aufs innigste zu wünschen, vorschwebt: in der Fremde und doch daheim. Vor sich das Glas Refosco und istrianische Durstigkeit – ringsherum aber lachendes Wienertum.

Fährt man die lange Strecke der Hauptallee abwärts, dorthin, wo sich die Bäume lichten und an ihre Stelle Buschwerk und Wasser tritt, bis zum abschließenden Rondeau beim Lusthaus und endlich an freiem Wiesengelände entlang weiter, dann ist man mitten im Bereich der großen Ereignisse – am Schauplatz des Pferdesports. Unbeschreiblich prächtig und doch mehr duftig gestrichelt als breit gemalt war dieses Bild in der ersten Juni-Woche, als Deutschland und Österreich um die Ehre fochten, wer von beiden das schnellste dreijährige Roß im Stalle hat. Aber diese Freudenau selbst – welch ein weiter und brustweitender Anblick! Was in der Fachsprache des Sports als berühmtes Kuriosum gilt und wovon man auch dem deutschen Gastpferde den Garaus prophezeite, die riesengroße, fast drei Kilometer lange Rennbahn – sie gibt dem Spiele gerade durch die Dimensionen das Gepräge eines bedeutsamen und feldgeräumigen Turniers. Der Blick findet hier beinahe keinen Halt. Unendlich ausgedehntes Wiesenland, das mit dem Himmel in eins zu fließen scheint, und darin ein paar einsam winkende Bäume und Windmühlen als letzte Grüße an die entschwindende Ferne. Das Herz scheint in diese Richtung zu streben. Sie weist nach der ungarischen Ebene und dem Orient. Und hier begreift man, wieviel Anteil die Geographie am Wiener Wesen hat, an dieser Mischung von Überland-Sehnsucht und Anhänglichkeit, die als Naturprodukt den sentimentalischen Gassenhauer abgibt.

Wien selbst liegt gegen Osten und Süden offen hingebreitet, im Rücken aber wohligh von den deutschen Bergen gedeckt. Es will von hier nicht weg und schmachtet doch ins Weite. Ein paar Kilometer weiter, und man ist der Behütung entwichen und der Sehnsucht nicht näher. Der Wiener aber liebt seine Stadt, weil keine andere ihm den gerührten Fernblick gibt.

Nicht weit von dieser Rasenfläche weg, jenseits des Stromes und am Strandbad des alten Donaubettes, dem »Gänsehäufel«, vorbei (diesem einzigen Tummelort, an dem sich Reiche und Arme, Vornehme und Bürgerliche durcheinandergewürfelt an Wasser, Sand, Sonne und vor allem am mehr oder minder erotisch behauchten Späße laben), liegt das Flugfeld ausgebreitet. Es ist ein Ort historischer Erinnerung, hier maßen sich die Riesenarmeen Napoleons und des vor-märzlich-kolossigen Österreich. Darum ist diese Flugwoche in ihrer Art auch Hundertjahrfeier und eine von mehr lebendiger als symbolischer Bedeutung. Die leichten Luftfahrzeuge schweben über der blutgedüngten Erde, als ob sie sich in zweifachem Sinne über das Gesetz der Erdschwere emporheben wollten. Und so gibt der historische Boden der hohltönenden Jubelphrase des Fortschritts wieder Sinn.

Wem die Wiener Sommerparade zu unwienerisch und lärmvoll klingt, der mag sich auf einen Höhepunkt des umsäumenden Waldes zurückziehen. Dann liegt vor ihm das alte Wien, das nicht weiß, wie es in der Welt, und noch viel weniger, wie es in der *monde* zugeht, im Dunste verschleiert bleiben die Protzenlaute und Salongerüche der Kultur, und zaghaft nimmt der ruhselige Geist der Vorzeit am gastlichen Tische Platz.

Vossische Zeitung, 17. Juni 1913

### 17. Wiener Bilder und Rubriken

In Wien regiert die Rubrik. Alles Leben der Stadt tanzt und tändelt zu ihrem Wohlgefallen, dreht sich neckisch nach ihrer Seite und schmeichelt sich selbst im Unerquicklichen wortgedrungen zu ihr hinüber. Der Gemeinderat, der heute »Niederträchtiges Gesindel« ruft, verspürt im Augenblicke die Mission, unter der Gewohnheitsmarke »Knigge in der Ratsstube« ein öffentliches Faktum mit seinem Namen zu decken. Der Obmann des Kreuzervereines Stangelberger wieder schnappt die Devise »Arbeitsfähigkeit des Parlamentes« auf und strebt mit ihr aus den Vereinsnachrichten in den politischen Äther.

Der Student, der einem anderen eine Ohrfeige gibt und die Kommilitonen um Beihilfe ersucht, repräsentiert die »Reibereien auf der Universität«. Alle sorgen sie für die Erhaltung der Rubrik. Ein Schlagwort hat sie erschaffen und am nächsten Tag dirigiert sie mit ihrem bedeutsamen Atom selbst das Schlagwort und läßt nicht locker davon. Die Vorfälle bleiben an ihr picken wie Fliegen auf Leimpapier. Keiner hat den Mut, die Rubriken abzuschütteln, bis eines Tages eine subtile Wendung, ein elementarer Zufall, ein neues Schlagwort oder ein Richterspruch Wandel schafft. Ein solcher Richterspruch war es, der vor einigen Tagen Erlösung von der Rubrik »die Vorgänge an der Universität« verhieß. Sie war zur Ehre gekommen, wie alle Rubriken hierzulande, indem man ihr erinnerungsdankbar den politischen Raum gewährte; so wie der Bürger Stangelberger nicht anders zur politischen Person aufgezüchtet wurde, als indem man seine Wahl zum Obmann des Vereines »Gute Herzen« breitmächtig in die Zeitung setzte und sich damit auch schon in den Sold seiner neuen Popularität begab. Die stud. med., stud. jur. und stud. phil. mit dem souveränen Burschensignum waren der Meinung, vertraten den Standpunkt, erklärten bezüglich und namens, traten zusammen, protestierten energischest und borgten sich wichtigtuersich für ihre Übungssätze der Mannbarkeit die Männersprache. Was Wunder, daß ihnen der Kamm schwoll und daß ein sachlicher Ernst das Johlen umrahmte! Es war eine Landplage für Freunde der Ruhe und des Studiums und man sinnt hin und her: was tun? Satirisch sein? Ach, sie mißverstehen absichtlich das Niveau und verwahren sich so entschieden, als ob Unwille schon Gegnerschaft wäre. Ein Richter hat gerichtet: man nehme ihnen einfach die Rubrik! Vorläufig – es sollte ja zum letztenmal sein – hat sich der Richter, der eines gewissen boshaft-erziehlichen Humors in der Urteilsbegründung nicht ermangelte, mit dem jungen Mann, der einem zielernsten Versammlungspräsidenten zurief: »Die Juden sind aller Ehre bar!« (was sich von »Ös Saujuden übereinand!« dadurch unterscheidet, daß es denselben Gedanken schlechter formuliert), noch in sachliche Unterredung eingelassen; Prinzip hin – Prinzip her; männlicher Meinungs-austausch, um den Streitfall hinter dem Straffall noch lächerlicher zu machen; oder wie der Professor, der sich mit dem übermütigen Schüler erst quasi an die gemeinsame dialektische Erwägung seines Vergehens macht, um ihn dann anzubrüllen: »4 Stunden Karzer!« – so hat der Richter den Angeklagten am Ende zu jenem Strafsatz verurteilt, der sonst für Plattenexzesse nominiert ist: zu zwei Monaten Kerker. Es ist ein Versuch, die Raufstudenten vom politischen Teil in die Gerichtssaalrubrik abzuschieben und ihren

Störungen des öffentlichen Lebens hier kein Klassenvorrecht zu gewähren. Aber leider – schon melden sich alte Herren, die aus Mangel an sonstiger Gefolgschaft den Jungen Würde einblasen und sie am Kinn kratzen, und die machen den Kriminalfall zu einem politischen. Und der weise Richter hat Kollegen, die sich aus Wahlverwandtschaft mit dem Angeklagten und zu ihrer Individualitätsbewahrung künftig eine »Einzelauffassung« nicht nehmen lassen und dem Vernunfturteil ihres Vorgängers damit die Prägung einer solchen geben werden. Das sind eben die leidigen Zacken am österreichischen Rad.

Kinder schauen in den illustrierten Zeitungen gerne Bilder an; denn sie verstehen den Text nicht. Erwachsene machen es umgekehrt. Dann aber gibt es manche, die ihr Kinderaug' behalten haben und im Bild den vereinfachten Text erblicken. Aus einem solchen Bild war unlängst ein Burgtheater-Referat zu lesen, dem auch der fortbewahrte Würdenton anderer Referate nicht mehr nützt. Die Neu-Inszenierung von »Kriemhilds Rache« am Burgtheater; Schlußszene des ersten Aktes; von links nach rechts die Herren ... und die Damen ... Die Herren und Damen heißen: Wawra, Skoda, Leschka. Man kann dem Zwang nicht widerstehn, die *nomen omen* sein zu lassen; selbst wenn man sich hundertmal einen impressionistischen Harpyie-Zupfer schilt und sich vordoziert, daß auch der Name Sonnenthal nicht früher klang, als bis sein Träger Sonnenthal wurde, und daß dem Gattungsnamen Wawra im Zeitenschoß ein Eigenname vorbehalten sein mag. Es kommt da eben auf Zeit und Zahl an. Heute macht Gott von der Verherrlichung eines dürftig hingebreiteten Namens keinen Gebrauch mehr und ein gutes Pseudonym schützt wenigstens den Familiennamen vorm Vergessen. Darum sind die Wawras oder Skodas wirklich ein Entgegenkommen an die Impression: »Der Verfall des Burgtheaters«. Auch hier haben die Rubriken, mehr gerecht als gütig, einen Namensaustausch vollzogen. Aber was sieht man auf dem Bilde selbst? Eine Frühlingsfest-Dekoration, dürftig zum Blumenverschleiß, szenische Windbäckerei. Zwischen den Guirlanden dieses Rahmens ein Schlußbild nicht vom, sondern für den Amateurphotographen festgehalten – *festgehalten* im besten Wortsinne. Ein paar Gesichter und Lippen, die unter den Masken so deutlich »kulis-senplaudern«, daß man ihnen den aufgepickten Papp und Flaum herunterreißen möchte. Zwischen den Figuren aber die kollegiale Abmachung, daß gespielt werde. Burgtheaterreprise von Hebbels »Nibelungen«; derselben Nibelungen, in denen das Burgtheater einst seine Riesenmaße erweisen und Steinzeithelden der Phantasie vollgesättigt zu lebenden Menschen wandeln konnte. Dem Laubeschen

Prinzip von der Aufmischung durch junges Blut wird man eben noch nicht gerecht, wenn man die Rekruten zu Generälen befördert.

Lichtenberg (von dem es jetzt Hausse wird, zu sagen, daß er einmal gesagt hat) verdient diese Nachfrage unter anderem durch die Bemerkung, daß eine Person, die für ihre Unsterblichkeit ein Denkmal brauche, nicht einmal dieses wert sei. Ein solches Denkmal aber brauchen alle, denen man es zu Lebzeiten oder kurz nach ihrem Tode setzt. Die Zeit, die nichts mehr fürchtet als den Hohn der Nachwelt und sich allein aus diesem Grunde in Wort und Art vielfach übernimmt, spottet ihrer selbst und weiß nicht, wie. Denn da sie dort, wo keine Bedeutung ist, nichts in Stein hauen kann, haut sie in diesem Nichts ihr eigenes Gesicht in Stein. Ein Selbstporträt dieser Art wird in Kürze am Wiener Rathausplatz erstehen. Noch immer sind die Anreger, Errichter und Enthüller dieses Denkmals – des Lueger-Denkmal – die Herren von Wien; noch immer verkriecht sich das wahre Urteil über Lueger unter die Rockfalten eines bravbürgerlichen Kompromisses von Anerkennung; und noch immer gewährt man taktvoll der Lobpreisung, in der Hoffnung etwa, daß sich der sittsame Gegner um so viel nähern werde, wird aber von seiner mißverstehenden Rüdheit bloß zum Mitjauchzen *verpflichtet*. Aber wer auch sein Gedächtnis dafür verloren hätte, daß Lueger kein Geringerer war als der Begründer der »Vorherrschaft der Kaffeesieder über Österreich« – nicht das Denkmal, die eingereichten und in den illustrierten Blättern veröffentlichten Denkmalsentwürfe bloß müssen ihn daran erinnern. Es war ein Sieg der Kunst: sie konnte den Vorwurf nicht meistern, auch wenn nicht Michelangelo, sondern die Genossenschaft der Bildhauer zu Pate stand. Der Stein kann mit der Größe und Ewigkeit ringen – aber nicht mit dem Tag und dem kleinen Format. Da war ein Bild: Lueger und das Volk. Sie strömen zu ihm und er steht ihnen mit einem milden Petrusgesicht gegenüber. Der Anblick ist eine Pietätsverletzung am verstorbenen Bürgermeister, der es nicht verdient hat, durch verfehlt Wertungsmaße karikiert zu werden. Ein anderer: Lueger von Allegorien umkränzt. Da ist wenigstens das Gesicht unkenntlich. Endlich konnte man – wieviel Selbstkritik lag im Geschmacke des Stadtrats! – nicht anders als auf den einfachen Vorwurf eingehen: Lueger in Rednerpose, die Hand mit einer jener aus dem Herzen kommenden Versicherungen, deren die plakatierte Schlichtheit bedarf, auf der Brust, als spräche er dabei die Eidesformel der von ihm Gehasteten. Unter ihm Genien der Arbeit, des Volkswohls und ähnlicher Zierat. In einigen Wochen ist die Denkmalsenthüllung. Es wird viel gefeiert und gesprochen werden. Das Denkmal aber bleibt stehen, bleibt stehen

für alle Zeiten, ein steingewordenes Pasquill auf die Enthüllungsrede ... Der Nachkomme wird einst durch eine Steinwüste von Denkmälern wandern mit der Frage: wer ist das – und wer ist das? Sein Führer aber mag ihm zur Antwort geben: Eine vergangene Zeit hat hier ihre Bedeutung aufbewahrt. Du aber fragst nach den Leuten und kennst sie nicht? Siehe also – es sind Gedenkzeichen des Nichts.

Prager Tagblatt, 4. Juli 1913

### 18. Der Sommer-Lebemann

Ohne Zweifel: es gibt wirklich streng gezügelte Ehemänner, die ihre jahrüber verhaltene Abenteuerlust in diesen zwei Monaten froher Ungebundenheit austollen lassen; aber sie sind an den Fingern abzuzählen, und wenn man ihnen besser zusieht, gewahrt man, daß sie es im Winter zwar heimlich, aber nicht anders treiben. Nur die französische Possenbühne kennt solche Ehestands-Exemplare, die sich die zehn Monate über in der sittsamen Treibhausluft der Familie gleichwohl für die restliche Zeit des Hallodritums frisch zu erhalten wissen. Im Leben aber gleichen sie eher dem trocken gewordenen Ulrik Brendel; die Wartezeit hat ihre Kräfte aufgezehrt; am Ziel ihrer Wünsche erkennen sie, daß sie gar keine haben. Die Ehe hat ihren Magen auf Kosten des Blutes genährt und der Genius der Behaglichkeit steht ihnen näher als der bacchantische Geist. Sie ziehen den Smoking an und sehnen sich nach dem Schlafrock.

Trotzdem verlangt der Begriff »Männlichkeit« seine Ehren. Brav reimt sich auf Schaf; das Seitwärtsschwärmen und Hinterm-Rücken-Leben aber strömt ein männliches Aroma aus, Leichtsinngilt für Jugendkraft. Und so wird aus dem Winter-Ehemann ein Sommer-Lebemann. Er markiert schon eine Woche vor der Abfahrt seiner Familie Ungeduld, seufzt beim Abendtisch unter Freunden auf, als ließen sich die Flügel kaum noch zurückhalten, macht ein schuldbewußt-durchtriebenes Lausbubengesicht, wenn ganz zufällig der Blick der Frau ihn streift, winkt mit affektierter Verlegenheit den Stachelreden seiner Kollegen ab, und wenn einer von ihnen die Bemerkung macht: »Ja – in einer Woche!«, dann lispelt er mit dem Augenaufschlag eines durchschauten Schlingels: »Macht mich nicht schlechter, als ich bin.« Die Frau aber deckt ihn mit dem liebevollen Stolz einer Mutter zu, deren Ältester – so ein Filou! – schon ehebrechen kann: »Na, du bist der Richtige!«

Am ersten Freiheitstage wechselt der Sommer-Lebemann seinen

Anzug; er wählt natürlich den von der lichterem Farbe, womöglich das Leinengewand (beziehungsweise: Lüster, Rohseide usw.). An Stelle des breiten, eheherrlichen Panamahutes tritt der kleine, kecke Girardihut, die Hand spielt mit einem zierlichen Rohrstöckchen, mitunter schwingt auch, als Zeichen der Unternehmungslust, ein Überzieher am Arm. Die erste Mittagsfrage im Restaurant lautet: »Was machen wir heute abends?« Dann werden alle Vergnügungsstätten und Musiklokale durchgenommen bis zur endgiltigen originalen Einsicht, daß in Wien nichts los ist. Die Reihe geht wieder zurück und man kommt überein, sich am Abend in einem anderen Restaurant eines anderen Stadtteils wieder zu treffen. Dort bezwingt der Sommer-Lebemann bis zwölf Uhr den Schlaf und schämt sich endlich vor dem Hausbesorger, so zeitig heim zu sein.

Am nächsten Tag hat er ein anderes Programm. Wozu braucht er Mitwisser seiner Harmlosigkeit? Er wird also mystisch um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr auf und davon verschwinden, sich ebenso mystisch um  $\frac{3}{4}$  12 Uhr in einer möglichst zweifelhaften Gegend blicken lassen und – so Gott will – um 3 Uhr früh von einem Bekannten in Dulliah-Laune getroffen werden. Und was soll er in der Zwischenzeit beginnen? Warum nicht wirklich ein Abenteuer? Ja, aber so etwas ist schwer: wer sucht, der findet nichts, und was er findet, ist wenig gesucht. Unter Freunden allerdings – aber das geht ja nicht, denn sie sind alle wie er, beobachten sich gegenseitig in ihrer hilflosen Langweile und wirken unbehaglich. Und dieses Programm-Machen überhaupt ist ein schlechtes Zeichen; früher ergab es sich von selber und von rückwärts. Jetzt aber erhebt er es zu seinem Herrn, sein Arbeitsgeist geht im Meritorischen auf, er berechnet Zeit, Eintrittsgelder, Speisentarife, Ergötzungsbehelfe – und es wird ihm am Ziele etwas abgehen: das Ergötzen. Hol's der Teufel! Er überläßt alles dem Zufall und geht in den Prater, in den Kaisergarten oder in die Ausstellung.

Hier wandelt er die Avenue auf und ab, auf und ab. Wohin man blickt – erblickt man ihn: in einem weißen Leinenanzug, mit Rohrstock und Girardihut, als würde er zwischen zwei Don-Juanerinnen ein bißchen Luft schnappen – ein wandelndes Gespenst reisefertiger Unternehmungslust! Man sieht ihn um 10, 11, 12, um 1 und um 2 Uhr. Um diese Zeit findet er – weil er sonst nichts findet – seinen Humor. Er setzt sich anspruchslos ins letzte offene Wirtshaus, trinkt sein Achtel G'spritzt und wankt, den Hut ein bißchen zur Seite gestülpt, wie der angesäuselte Gott der Feschheit, aus dem Lokal. Zwei Minuten vom Wohnort entfernt nimmt er ein Auto und rattert damit aus dem wilden strömenden Leben heraus in sein stilles Gäßchen.

Am nächsten Tag wird gemunkelt, gestichelt, gefrotzelt; tjaa – man hat ihn gesehen. Er wird rot. Na, nur nicht verlegen werden, die Frau soll nichts erfahren. Ach so – sie wissen nicht, daß sie nichts wissen. »Aber, was wollt ihr denn«, protestiert er, »ich hab' mich um zehn Uhr schlafen gelegt.« Einer riecht zu seinem Rock: »Aah!! Wie heißt sie?« Ein anderer sagt beziehungsweise: »Man hat jemanden gestern um 3 Uhr im Auto gesehn.« Der Freund bleibt schweigsam und fühlt sich pudelwohl. Gott sei Dank! Er hat für ein ganzes Jahr Manneswürde; denn er hat gezeigt, daß er insgeheim doch ein verfluchter Kerl ist.

So zieht der Sommer dieses Lebemanns zwischen Stammtisch- und Promenadenächten wechselnd vorüber. Wenn die Frau zurückkommt, ist es so weit, daß sich die Kollegen glücklich ein oder das andere Mal vor ihr nicht verschnappen dürfen. Sie merkt es und ist zufrieden: Der Leinenanzug hat seine Mission getan. Sie packt ihn wieder ein, wie sie ihn am Tag ihrer Abfahrt herausgelegt hat, und bewahrt ihn für den nächsten Sommer auf, in dem er ihrer Ehe wieder ein beneidenswertes Fluidum zu geben hat.

Prager Tagblatt, 27. Juli 1913

### 19. Rosegger, der Altösterreicher

Man wird morgen allerorten die schmackhafte Brave-Buben-Geschichte zu lesen bekommen vom 18jährigen Schneidergesellen, der jetzt zum 70jährigen Volksjubiläum wird. Man wird mit oder ohne Anführungszeichen das Wort »wurzelecht« gebrauchen. Man wird vom Schalk reden – der ihm im Nacken sitzt, vom Schelm, der ihm aus dem Auge blitzt, vom Humor, der aus seinem Herzen quillt, von der Liebe, die sein Wesen füllt – und der liebe gute Rosegger mag sich dieses vierzeilige Gstanzl heimlich in seinen satirischen Dialekt übersetzen und sich darüber ärgern, daß man der Echtheit noch immer nur in Phrasen bezahlt. Humor hin, Liebe her – aber diese Schelmerei und Schäkerei trägt doch [ein] bißchen ein harmloses Schafsgesicht und darüber mag der 70jährige Rosegger mit irgendeiner reservierten Herzkammer (die er sicher übrig hat) verstohlen lachen. Es ist diese Herzkammer und nicht sein pfiffiges Gesicht, aus dem er schalkhaft wird; es ist diese Herzkammer und nicht der Dialekt, aus dem er echt wird. In ihr lichtet er sich durch – boshafte Selbstgespräch. Sein Lachen hat einen Resonanzboden, der ein tiefgründiger Rasonierboden ist.

Wer weiß, wie sich Rosegger darum vor diesem siebzigsten Geburtstag gefürchtet hat, an dem er so viele schlechte Komplimente

wird einstecken müssen – dem leidigen Literatur- und Menschenregister zuliebe. Wer weiß, wie es ihn schon lange bedrückt hat, das Gesicht aufsetzen zu müssen, das ihm die Literatur zugeschnitten hat. Schade, daß die Grundzüge darin ja mit bestem Willen nicht zu ändern waren – er hätte ihr sonst gern einen Schabernack gespielt! Aber wie er es versucht hätte – am freien Licht und dem lieben Menschenangesicht gegenüber hätte sein Wort im Zorn nicht weiter können und sich vor Mitleid biegen und brechen müssen. Es nützt ihm nichts. Er bleibt der Schalk. Aber innerlich dennoch verstockt. Mit einem eigenbrötlerischen sarkastischen Programm, aus dem er nur das Herzgereinigte zu Papier bringt.

Der Fall eines solchen Verstockten war in der Literatur schon einmal da und er hieß: Franz Grillparzer. Auch der sah lange schweigend zu, ehe ihm das Wort auf die Lippen kam. Auch der ruhte auf einem Thronsessel stiller Betrachtung. Aber der Unterschied war, daß er in seiner wehleidigen Seele die Menschen so sehr vergrößerte, daß sie über das Maß seines Mitleids hinauswuchsen und mit einem bitteren Rand aus seinem Urteil wieder empor tauchten, während sie bei Roseggers weltfröhlicher Art im Mitleid verschwinden und noch etwas Herzliches mitbringen. Bei beiden ist der Gedanke des Herzens gleich, aber die Denkart verschieden: der eine hat ein bitteres, der andere ein freundliches Verstehen. Freilich darf man nicht vergessen, daß Dinge und Menschen in Grillparzers Künstlerherzen die Ewigkeitstrauer – als Schallwand haben und bei Rosegger – den Wald.

Grillparzer und Rosegger? Es ist bei allen literarischen Vernunft-einwänden keine neckische Festtagspielerei, die Namen der beiden zusammenzustellen. Denn man konnte im Laufe der letzten Jahre immer deutlicher wahrnehmen, daß sie gerade im intimsten-vaterländischen Teil ihres Wesens zusammenpassen. Immer grillparzerischer wurde das Bild des Grazer Eremiten, der zu seinen Füßen das laute, dumme, gehässige Leben vorbeispiel sah und sich nur hie und da eine Bemerkung ins Tagebuch schrieb, die dann freilich die Runde machte durch die deutsche Welt. Der berühmte »Schneidergeselle von anno dazumal« – daß man ihn doch endlich herin hat! – wurde immer mehr Hofrat, wenn ihm auch ein echt grillparzerisches Geschick, das die parteiüberlegene Hoheit zum Parteihaß stempelte und das Verstehen mißverstand, die wirklichen Hofrats- und Herrenhaus-ehren verwehrte. Es ist nicht der neuösterreichische Hofrattypus des Revolutionärs, der in einen Bürokratenpelz schlüpft, damit man nicht merkt, daß er – ein Bürokrat ist, es ist der altösterreichische Hofrat, der mit dem Jungen und Neuen und Guten fühlt, ohne darum

des Tages und der Minute wegen aus dem Geleise zu kommen, und dem sich unmerklich fast, aus der eigenen Gemütsüberlegenheit, ein hofrätlicher Lehnstuhl unter den Körper rückt. Das ist der Typus der Ruhig-Beständigen, die nur noch Heilandsworte oder Nestroywitzke kennen. Sie erhalten dafür das Adelsprädikat des Altösterreichers.

Der Altösterreicher Rosegger hat sich selten mit Politik befaßt. Er war ein Gottsucher wie jener Mann, dem er unter diesem Titel einen Roman widmete. Und er kam mit seinem Gott auf stille, trauliche Art ins reine und empfing die Offenbarung ohne fremdes Beisein. Es war Gott, der ihm sein Herz offenbarte – es war sein Herz, das ihm Gott offenbarte. Aber jene, die zwischen den Menschen und Gott vermitteln, nahmen ihm diesen Weg in die Einsamkeit sehr übel und er galt ihnen nicht besser als die vielen phrasenbewehrten Phrasentöter. Ein anderes Mal dachte er über das Schicksal des deutschösterreichischen Volkes nach und das Mitgefühl gab ihm die Idee zu einer Tat, die wie eine nationale Streitwaffe aussah und in Mittel und Zweck doch Frieden bedeutet. Aber da kamen die Leute, die sich ihre Lebensunkenntnis durch Devisenkenntnis hereinbringen, und die hefteten an Roseggers Arm eine politische Schärpe, die ihm nicht sehr gefallen dürfte. Denn er ist ein Feind der Abzeichen, ein Feind der Streitrufe, ein Feind der Parteien. Er möchte bloß sein Volk glücklich sehn und er sieht sein Glück – wie alle Altösterreicher vor ihm – darin, daß es sich im guten einigt.

Prager Tagblatt, 31. Juli 1913

## 20. Der sachverständige Dichter

Victor Hugo, der französische Dichter, der nach Landesart in seiner leidenschaftlichen Seele die Farbenlust des Künstlers mit dem Rechtslichkeitsgefühl des geborenen Anwaltes vereinte, hat einmal eine Skizze geschrieben, die sich nach Kräften der Tatsachenkälte bemüht, einen Vorfall bar jeder dichterischen Zutat aufzunotieren, und doch einen erschütternden Eindruck im Leser hinterläßt. Sie heißt »Claude Gueux« und schildert einen gemeinen Mord, gemeiner, wie er nicht gedacht werden kann. Der Sträfling Claude Gueux, Analphabet, Vagabund und Strauchdieb, hat den Gefängnisdirektor rücklings mit einer Hacke erschlagen. Auf die Frage des Richters, der Advokaten und Geschworenen: »*Warum* haben Sie das getan?« antwortet der Mörder beharrlich und tückisch mit einem verschlossenen: »*Deshalb.*« Wer könnte dem verstockten Verbrecher, der Menschen einfach wie

ein vogelfreies Gezücht hinmährt, ohne ein Zucken des Mitleids, bloß aus dem Groll der Zwangsgezähmtheit heraus, selbst auch nur einen Tropfen Mitleid abgewinnen? Wer dem zum Schafott Geführten auch nur *eine* menschliche Träne nachsenden? Niemals waren wir rascher bei der Hand, das »Schuldig!« des Gerichtes mit unserem strafsüchtigen Herzen zu unterzeichnen, als in diesem Falle.

Und dennoch geschieht das Wunderbare. Den rohen, rauhen, meuchlerischen Sträfling mit seinem unsauberen Gossengeruch, den der Dichter zum Beweis seiner unvoreingenommenen Teilnahme am Vorabend der Tat die Gaslichter mit den Nasenflügeln verlöschen läßt, begleitet unser wehleidiges und wohlwollendes Empfinden bis zur Neige seines Geschickes. Wir sehen ein Stück wertvoller, rettbarer Gradheit in ihm, einen kindlichen Naturkern, der nach den Gesetzen seiner beschränkten Erkenntniswelt die Triebe entfaltet und sich so schön glatt und weich modeln ließe. Ja, unfreiwillig und gegen unsere Absicht webt sich beinahe um das Haupt des Gerichteten die Märtyrergloriole. Er war ein starker, robuster Mann, dem ein schwächerer Strafhauskollege täglich ein Stück seiner Speiserration abgelassen hatte. Eines Tages entfernt der Direktor diesen von seinem Gefährten, ohne Grund und Ursache, einfach, weil er der Direktor ist und es ihm so paßt. Die beängstigte, immer drängendere und verständnislos-bebende Frage nach dem Verbleib des anderen Sträflings findet aus Prinzip- und Disziplinargründen eine umso schroffere Antwort des Direktors. Was sagt man einem Haderlumpen, mit dem man sich nicht in Gespräche einlassen will? *Deshalb*. Claude Gueux geht an diesem furchtbaren *Deshalb* zu Grunde, es liegt für ihn die ganze bewaffnete Bosheit der Obrigkeit darin, ein Steinfelsen, an dem sich sein Leben zerschlagen muß. Es ist dasselbe verbissene »deshalb«, das er seinen Richtern erwidert.

Nicht ein Gran getüftelter Psychologie hat der französische Dichter für diesen Fall vertan. Auf keine Stelle hat seine Hand gedeutet mit einem beschwörenden: »*Ecce homo!*« Er hat bloß geschrieben, was im Protokoll stand. Aber es war eben *er*, der Dichter, der es geschrieben, seine Sprache und seine Seele fand die Brücke zwischen dem einzelnen, die weder der Jurist noch der Arzt finden können, jener, weil er die Fakten berechnet, dieser, weil ihm zum Allerheiligsten des Menschen der Schlüssel fehlt. Der Dichter hat ihn. Und wenn schon hier, wo es sich um keinen Großen, um keinen Komplizierten, um keinen Sensiblen handelt, der ein Verbrechen beging, das Dichterwort ausreicht, um aus dem trockenen Felsen eines Wilden seelische Tropfen zu schlagen, wie oft wünschte man da nicht erst bei den Fällen,

wo Schuld und Unschuld noch undefinierbarer, zwischen Tat und Schicksal schwebender sind, die seelenkundige Vermittlung eines Dichters, dieses Dolmetschs des Unaussprechlichen. Nicht immer ist es ja *ein* Ansporn und *eine* Ursache, die zum Verbrechen treiben, sondern eine umso festere und tiefer ins Fleisch bohrende Kette unsagbarer kleiner Gemütsmotive und aus der tiefsten Menschenbrust und dem Zusammenhange bitterer und verbitternder Details erklärbar.

Keine Frage, daß dem Arzt die Schulung ersetzen kann, was die Röntgen-Augen des Dichters vermögen. Aber es kommt eben nicht bloß auf das behandelte Medium, sondern noch mehr auf den Untersucher an. Nicht jeder eröffnet sich jedem. Das Käthchen von Heilbronn steht vor dem Femgericht niemand anderem als dem Grafen von Strahl Rede, denn in ihm fühlt es ein wahlverwandt-begreifendes Herz. So ist auch die Sprache zwar eine allbereite Wünschelrute des Verständnisses, aber nur in der Hand des Kundigen wirksam. Der Dichter, der sich in den Verbrecher verwandeln kann, um ihn dann auszuhorchen, ist so ein Kundiger. Er kennt weder Schamgefühl noch Rechtsbedenken auf seinem Wege. Er findet vom Geschehenen unsichtbare Fäden zu Beweggründen, die zu tief ins Bewußtsein des Täters versenkt sind und vor dem Licht des Gesetzes zu heikel scheinen, als daß sie sich hervortrauen. Es wäre ein ganzes Buch darüber zu schreiben, welche unberechtigt große Rolle selbst in Momenten der höchsten und letzten Entscheidung die Scham spielt, und noch mehr, wie viel Unsagbares im groben Zickzack von Frage und Antwort verlorengeht. Was sagt aber doch ein moderner Dichter von seinem heiligen Berufe? Er bringe das stumm gewordene Herz des Menschen wieder zum Tönen.

Dichter als Sachverständige! Der Einfall des Wiener Neustädter Advokaten scheint auf den ersten Blick wieder einer jener Modebehelfe der Verweichlichung zu sein, die dem kleinen Mitleid vor der großen Gerechtigkeit den Vorrang geben. Aber wie klein steht diese Gerechtigkeit zuweilen vor dem ewigen Mitleid, zumal, wenn sie mit verbundenen Augen *sehen* will, nicht bloß richten.

Prager Tagblatt, 1. Oktober 1913

## 21. Phrasenwahl in der Leopoldstadt

Um Schuhmeiers Erbe soll morgen in der Leopoldstadt gelost werden. Das ist aus drei Gründen ein über den Rahmen eines Distriktsfalles hinaus symptomatisch bedeutsames und interessantes Ereignis.

Einmal handelt es sich um eine Hinterlassenschaft, an der nicht bloß das politische Mordblut eines Führers, sondern auch das Herzblut seiner Parteiideen klebt, eins durchs andere kostbarer. Die Pietät schürt also alle Feuer auf. Zweitens gewinnt scheinbar an der Vergabung gerade dieses heiklen Mandats die Stärkebewertung lahmgelegener Parteien einen neuen Maßstab. Endlich aber kommt ein Freiheitlicher in Frage, einer vom Schlag der wenigen Juni-Erwählten Wiens, denen zum Beweis dafür, daß sie sind, was sie sich nennen, jener Verband, der sich nicht nennt, was er ist, den Beitritt versagt hat. Es soll sich also zeigen, ob die Gärung, die vor zwei Jahren das politische Gesicht Wiens unklar verändert, zur Klärung fortwirkt.

Flau, sehr flau hat sich die Vorbewegung zu dieser Wahl angelassen, wenn sich auch heute die Fuchtlter und Schreier darin überbieten mögen, ein letztes Quentchen Vorteil für ihre Seite herauszupressen. Wo blieben die Antonius-Reden der Sozialdemokratie? Wo die pomp-hafte Trauer- und Vergeltungsschlepe des Wahrrufs? Wo die aufrüt-elnden, dialektisch-beschwörenden Prinzipie der Liberalen? Bloß die Christlichsozialen haben in diesem gedämpften Wahlgemurmel ihre Haltung bewahrt: schürend, höhrend, verdrehend und unverdrossen die alte Trommel rührend. Auf allen anderen Linien war, scheint es, die Parole »Takt!« ausgegeben. Darum zupften und stupsten die liberalen Parteiredner an aktuellen Kleinigkeiten und warfen kleine Blitzlichter, denen das »Bravo!« schon im voraus gebucht ist, statt großer Brände. »Wir Neuen dürfen nicht zu laut sein« – lautete die Praktizierung der Einsicht; daß man sich in die Sympathie dieses neueren Wien mit patschierlichen Phrasen leichter eingeschmuggelt als mit Ärgeris erregender Ausgeprägtheit.

Oder flüchtet sich hier, wenn man in der Taktparole die Ursache der Gedämpftheit erblickt, eine betrübende Erkenntnis zu einer impressionistischen Spitzfindigkeit? Steht am Ende wirklich nur Phrase gegen Phrase? Bleibt den unterschiedlichen Parteirednern wirklich nichts mehr als der berühmte »Hinweis auf«? Wird das Wort »Moloch« und »Wirtschaftselend« und dergleichen mehr wirklich bloß nun in dem alten Kinderspiel zu einem »Pfand in meiner Hand«, das von Versammlung zu Versammlung wandert? Nein. Sondern es wird zum größten Teil aus ermüdeten Kehlen gesprochen, die Parteiphrase ist dem Gesinnungswort erlegen. Dann aber handelt es sich neuerdings um das von den Christlichsozialen kreierte Spiel um Popularitäten. Da stehen jetzt drei Männer in Front. Der Sozialdemokrat Doktor Eldersch, ein bewährtes Mitglied seiner Partei, ernst und ohne Persönlichkeitsmätzchen. Der Christlichsoziale ist ein hinauf-

popularisierter Versammlungsschreier, der früher auf der Landstraße seine unerbittliche Phrasenlust austobte, immer auf jener äußersten ein wenig deutschtümelnden Linken der Partei, von der sie jetzt alle am besten gesehen zu werden hoffen. Ein Mann, ein glattgeschorener Duodez Kopf, ein Schlagwort. Dazu dann als freiheitlicher Kandidat der Bezirksvorsteher Blasel. Er wird allmählich populär wie sein Vater, der Schauspieler. Und wenn man eben nicht fürchtete, daß der Sohn dort beginnen will, wo der Vater aufgehört hat, bei der Popularität nämlich, und sein »Da bin ich« jubelt, ehe er gerufen wird – sein vielfältiges und raschbewegliches Allgemeininteresse wäre eine gute Verheißung.

Diese Namen haben also jetzt einen Wettlauf der Popularität im Bewerb um das Mandat eines Populären. Ob sein Andenken die anderen überstrahlen, ob der Appell an die Luegersche Kerntruppe der »Klein«-Bürstenbinder und »Klein«-Handschuhmacher – denn die Dummheit höret nimmer auf! – die christlichsoziale Schale niederziehen oder ob der kleine liberale Flügel im Parlament einen neuen Mann gewinnen wird – das ist so unvorhersehbar als imponderabel. Denn in Wahrheit ist eben die heutige Wahl in der Leopoldstadt bloß in ihren mittelbaren Folgen bedeutsam. Ihr unmittelbares Ergebnis ist ganz den imponderablen Details von Phrasenlust- und -unlust, von Stimmungsmacherei und Popularität anheimgegeben. Und allenfalls noch Herrn Pawelka, dem Magistratsdirektor, und seiner Spezialität, christlichsoziale Wähler aus dem Ärmel zu schütteln.

Prager Tagblatt, 8. Oktober 1913

## 22. Gegen den Fremdenverkehr

Wenn einmal auf Erden plötzlich alles, wie es liegt und steht, mit seiner typischen Geste in Dornröschenschlaf fallen sollte, dann wird der Genius Wiens keineswegs, wie man noch vor fünf Jahren geglaubt hätte, mit zurückgelehntem Kopf die bacchantische Weisung ins Weltall rufen, daß man vor seiner endgiltigen Abreise in den Himmel die Veräußerung seines letzten Garderobestückes besorgen möge, sondern er wird frackbekleidet und ein Toastglas in der erhobenen Rechten mit dialektunterdrückter Feierlichkeit die Worte sprechen, so da lauten in der Schrift: »Im Interesse der Hebung des Fremdenverkehrs ...« Denn manchmal erscheint mir dieser Wiener Genius wie ein verzauberter Vogel aus Hauffs Märchen, der immer dieselben Worte zu sprechen hat, das ganze Leben hindurch, so lange, bis er

etwa mit der Zauberformel sich und den gesuchten Fremdenverkehr erlöst hat. Ein anderes Wort, den Fremden weniger bekannt, höhnt seit Jahrzehnten das Auge des Zeitungslesers, mit der Regelmäßigkeit einer Institution und der Unschuld einer Neuartigkeit, nämlich das bekannte Lied: »Die Wiener Verkehrsmisere«. Dazu hat sich in nicht zu lang entfernter Zeit ein neues exotisches Gebilde gesellt, der sogenannte Wiener Telephonskandal. Zu erwähnen sind noch: die »Wiener Spitalsschande« (sehr sehenswert!) und die von Kennern gerühmte »Wiener Standplage«. Das sind lauter stadtrechtlich verbrieftete Besitztümer, heilig und unantastbar und es sind gleichzeitig die verhätschelten Kinder des Wiener Großstadternstes. Dabei fällt es keinem ein, zu verwechseln, was eine Plage, was eine Schande, was ein Skandal ist. Denn die öffentlichen Einrichtungen haben ihr Beiwort ja geradezu mit auf die Welt gebracht. Das ist so Wiener Sitte. Man geht jetzt eben an die Errichtung einer Wiener Stadtverschandlung und die Arbeiten dazu schreiten rüstig fort. Morgen bildet sich vielleicht das Komitee zur Schaffung einer Wiener Flugnot. Die Lokalbezeichnung ist unendlich wichtig, denn es handelt sich ja einerseits um die Hebung des Fremdenverkehrs und andererseits kommt sich Wien wie ein schicksalsverfluchter Geselle vor, der sich ständig mit seinem Leid apostrophiert: »Geschieh dir schon recht, Hans Töffel!« Ja, ich kann mir vorstellen, daß ein Lebensmüder, der vom vierten Stock springt und dabei wie durch ein Wunder Gottes gerettet bleibt, sich mit dem Raisonement erheben wird: »Wiener Selbstmord!« Dabei bedienen sich die Wiener bei öffentlichen Mißständen unendlich gerne dieser seriösen Papierphrasen, in denen sie das hohe Tribunal des Lebens erblicken. Zu jedem Lokalfalle haben sie ihr Schlagwort, und ob es paßt, ist nicht so wichtig, als daß es nach Kritik klingt. So konnte ich mir einmal den Spaß leisten, mich an einer lebhaften Kreuzungsstelle der Straßenbahn nach langem Warten zum Sprecher des öffentlichen Unwillens zu machen, der wie eine verhaltene Kritik aus allen Gesichtern sah, indem ich satirisch ausrief: »Das ist die Wiener Spitalsschande!« – und einige ließen darauf ihre Galle in einem enthusiastischen: »Bravo!« verrauchen.

Wenn man Glück hat, kann man »die Hebung des Fremdenverkehrs« und »die Wiener Verkehrsmisere« täglich freundlich Spitzmarke an Spitzmarke lesen und darnach wie der berühmte Herr Trottelhuber aus dem Witzblatt in Verwirrung kommen: ob nun zur Hebung der Wiener Verkehrsmisere weitgehende Verordnungen getroffen wurden oder ob zur Abschaffung des Fremdenverkehrs großzügige Veranstaltungen geplant werden. Es ist das Wesen eines sol-

chen Quidproquo, daß die falsche Auffassung dem Verständnis nicht schlechter zusagt als die richtige, ja daß die Verwechslungsmöglichkeit einen Beweis für die Verwechslungspflicht ergibt. Seit Jahren pfeift man die melancholische Rattenfängerweise vor sich hin: »Im Interesse der Hebung des ...« Seit Jahren wird gehoben. Sie irrewandeln mit der Melodie und haben den Sinn vergessen. Kongresse, Experten, Aktionen: – Durch und dick wird die Materie beraten, aber es scheint schon im Hinblick auf die Verlängerung der Beratungssession erwünscht, daß nicht plötzlich der einbrechende Fremdenverkehr den Lauf der Verhandlungen unliebsam stört. Aber, weiß Gott, ich halte den Fremdenverkehr bei uns für nicht unentbehrlich. Wien hat seiner Großstadtpflicht auf Kosten der ursprünglichen Eigenart genug Opfer gebracht, die City-Pose ist nie zu seiner Art gestanden. Der weltstädtische Ehrgeiz und die kleinstädtische Pietät können zusammen nicht kommen. Furcht für die Vergangenheit und Sorge um die Zukunft schlagen im gemeinsamen Walten für Vergangenheit und Zukunft zum Schaden aus und schaffen bloß, zumal, wenn sich der Ausgleich im Wiener vollziehen soll, den Typus des großmannsüchtigen Provinzianen und ungelenken Großstädters. Aber da heißt es eben, sich für eines entscheiden. So hat Wien jedem schwindenden Kennzeichen seiner geselligen Vorzeit Tränen der Rührung nachgeschendet. Ungern und bange liefert es dem Verkehr seine lieblichen Kleinodien aus und läßt zum Ersatze zwischen Astoria-Hotel und Schwebebahn (bildlichen Endbegriffen seiner weltmännischen Ambition) Bautenreste des Lokalcharakters stehen. Aber da schon einmal geschieden sein muß, ist diese Raritätenpflege im wogenden Weltplatzgetümmel zweck- und geschmacklos, im Kreise der bestimmungsstolz emporgereckten Bauten wirken diese aufbewahrten Vergangenheitsreste wie ein rührend-unpassendes Überbleibsel, und je mehr dem Volke die innere Beziehung dazu abhanden kommt, desto armseliger mutet es an. Beziehungslose Symbolismen sind eben nur Verkehrshindernisse. Der Zeiserlwagen, der Heurige, die Volkssänger, das war alles sehr schön und die Erinnerung mag sich seligen Herzens daran freuen; aber die prunkende Ausstaffierung unzeitgemäßer Großvaterbräuche macht ihren verschwundenen Inhalt nur noch trauriger fühlbar und bringt eine falsche Naturechtheit hervor, die ärger ist als der ehrliche Geschäftsmechanismus. Eine Stadt von zwei Millionen ist eben schon nicht mehr traulicher Wohnort, sie darf sich nicht mehr ungeniert dem Wohlleben ihrer Häuslichkeit hingeben, ihre Größe zwingt ihr Repräsentationspflichten auf, denn sie ist nicht mehr für sich allein da. So hat der Wiener Hausgeist den

Stößer mit dem *chapeau claqué* vertauschen müssen. Aber trotzdem ist durch alle Jahrzehnte eines unverwandelt geblieben, was daran verändert aussieht, ist nur verkleidet und das ist: die Bevölkerung. Ihr zuliebe möchte ich den Fremdenverkehr ungehoben lassen, denn wenn mir auch der Weltstadtrang wert erscheint, baufällige Erinnerungsstätten als Opfer zu heischen, so erscheint mir der Volksschlag (was ich daheim zu sagen wohl unterlassen werde) doch nicht unwert genug, diesem Rang geopfert zu werden.

Wien hat bis jetzt nur sich gelobt und es mag für den Besucher gerade reizvoll sein, die selbstfreudige Ungespreiztheit zu betrachten. Daher dieser heillose Respekt und diese kindlich-überraschte Freude, wenn ein Fremder kommt, daher auch dieses eifertige Bemühen, ihn von allen Heimatsgenüssen kosten zu lassen. Für den flüchtigen Tagespassagier gibt es nicht viel Besonderes. Er wird den Komfort tadeln und den Kaffee loben. Im übrigen wird ihm das recht sein müssen, womit sich der Wirt selber begnügt. Wien ist ja kein Hotel, es nimmt seine Gäste nicht erwerbsgemäß und hat darum gar keine Pflicht, für sie als vollkommenes Geschäftswesen zu klappen. Die Stadt ist eher eine Pension, in der ein lebenslustiger Mann in den besten Jahren auf der Suche nach Gemüt und Humor Familienanschluß findet. Er muß sich erst einleben und den Gebräuchen fügen und erhält dafür dann auch die häuslichen Gaben aufgewartet. Er ist bald wie das Kind im Haus, denn dem Familienstolz des Wiener ist weniger daran gelegen, daß sich der Gast bequem, als daß er sich heimisch fühle. Bis dahin aber ist der Fremde ein egoistisches Wunder, man glaubt ihm förmlich etwas dafür schuldig zu sein, daß Seine Gnaden auch an die Donau gefunden haben, wie wenn man in Angst wäre, daß ihm mit einem Male die Herablassung ganz zu Bewußtsein kommen könne. Freilich liegt in dieser Angst auch das Schuldbewußtsein verabsäumter Obsorge und die Scham vor dem weltmännischen Spotte. Wie patschierlich und patzig springt der Wiener um den Fremden, wie komisch klingt der kollegiale Kulturernst, mit dem er ihn über heimischen Brauch aufklärt! Wenn ich die Rede lese, die ein Wiener Gemeindefunktionär im abgelauchten Repräsentationstone an fremde Besucher hält, dann muß ich immer an das bekannte Armeleut'-Bild denken: Man klopft an die Türe, eine andere wird drinnen als »Wer-da-Ruf?« zugeschlagen, ein Stuhl fällt zur Erde, verworrene Stimmen tuscheln durcheinander, eine Frau keift, ein dumpfer Krach schließt das Gewirr mysteriös und plötzlich ab – jetzt wird einer um Hilfe gellen?! – aber nein, im selben Augenblicke erscheint mit gewinnendem Lächeln ein Herr in der Türe mit der harmlosen Begrü-

ßungsfreude: »Ah! der Herr von Fremder!« Findige Wiener, die schon keinen Weg mehr wissen, zur Bequemlichkeit zu kommen, spielen darum öffentlich gern die Fremden, wie Kinder spielen, daß sie schon groß sind. Ein paar schnoddrige Begehrlaute, die den geborenen Stadtsouverän vermuten lassen, ein preußisch gerasseltes Kehlen-R, das über Pazifik-Weiten hergelaugt scheint, ein bißchen Erstaunen über Wiener Insulanersitten und der Typ ist fertig. Dann erhält man freies Geleite und kostenlose Auskunft, rasche Bedienung und unter Umständen auch Kredit. Damit haben vor allem seit jeher die Hochstapler gerechnet, deren Trick durch Wiederholung leider schon ver-raten ist. Ich weiß nicht, welches Idiom sie anderwärts sprechen, in Wien berlinern sie. Das mag eine Ehre für die Internationalität Berlins sein, aber vielleicht ist dem Berliner Stadtrat doch daran gelegen, sich jener Ehre nicht für würdig genug zu halten, als daß er sie weiter auf sich nähme, wie jener Mark Twainsche Gentleman, der im schneeverwehten Eisenbahnzug im Namen der amerikanischen Union durch Stimmenmehrheit als Nachtmahl für die bis zum Kannibalingrimm verhungerten Passagiere ausgerufen wird und diese Ehre mit bescheidenem Stolze zurückweist, »da er nicht die volle Würde zu haben glaube, ein solches Amt zu tragen«.

Der gehobene Fremdenverkehr würde die Ausnahme zur Gewohnheit machen: ganz Wien wäre mit der Zeit »fremd« und würde sich zu einer betriebsamen Masse gleichgehobelter Geschäftsmenschen umbilden, von verkehrskundiger Eilfertigkeit und industriellem Arbeitslärm. Das kühle Polyphemaug der Ertrags-sorge stände Tag und Nacht geöffnet. Wien wäre dann glücklich Weltstadt, aber nicht mehr Wien. Ohnedies war schon gelegentlich bei Festanlässen für ein ästhetisches Moment zweiter Klasse zu fürchten: daß die Stadt ihrer schönsten Eigenschaft, der Natürlichkeit, verlustig gehen könne und nach dem Vorbilde Münchens den Lokalcharakter als Reklameschild vor jedes Gesicht hängen werde. Die Naivität als Industriefaktor. Eine Gemütlichkeit, die den Fremden nicht mehr weinselig umarmt, weil wir alle Menschen sind und jeder genug Fehler hat, sondern um dem guten Freunde das Taschel zu ziehn. Humor, der sich mit der Sammelkasse vor dem Betrachter aufgepflanzt hätte. Der Wiener würde eben bald fühlen, daß er auf Gemütlichkeit beobachtet wird, und mit spekulativer Schelmerei sein Programm spielen lassen. Aber damit fiel auch der Entschuldigungsgrund seines Wesens, der zugleich das Geheimnis seines Erfolges ist, die Unbefangenheit, weg und das Heitere würde unerträglich. Wenn der Fiakerkutscher dem nach dem Fahrpreis drängenden Gaste mit verlegen um Noblesse bet-

telnden Augen die delphische Antwort gibt: »Der Herr werden eh wissen«, so hat diese Unschuld der beklommenen Verdienstsorge, mag sie einem als reguläre Erscheinung auch wie eine Fußangel den Weg des Daseins hemmen, noch immer ihren Humor rührender Durchsichtigkeit und vertraulicher Unverschämtheit. Aber aus dieser menschlichen Schwäche ein Geschäft machen und auf das Baedekerinteresse des Passanten schielen – das wäre zu viel und damit käme nur ein ethnographisches Wurzengeschäft in Schwang. Wien wäre im weiteren Laufe eine buntscheckige Riesenherberge – aber die Wiener hätten ihre Heimat verloren.

Die Häuser, Straßen, Türme, Museen und Theater sind in jeder Stadt gleich, und was unterschieden ist, hat sich der erste Blick sogleich notiert. Überall paßt man sich leicht der Dekoration an und ein Bild, das dem Gesicht eine Stunde lang bekannt ist, könnte es von Jugend auf umgeben haben. Und was weiter eigen und besonders ist, seltsam und ungewohnt, das dankt seine Wirkung einzig der Neuheit. Aber sonst: setzt die Wiener Bevölkerung nach Berlin und die Berliner Leute nach Wien und Wien liegt an der Spree, Berlin an der Donau. Was gibt es eigentlich an den vielgerühmten Stätten des Wiener Frohseins zu sehen? Was bieten der Heurige und der Wurstelprater, Gänsehäufel und Cobenzl? Wein, Weib und Gesang in mehr oder minder guter Qualität, nicht besser und schlechter als anderswo. Aber was diesen Vergnügungsplätzen ihren ortsständigen Originalreiz gibt, das ist die Lebensart des Wieners, die anakreontische Freude am bukolischen Leben. In anderen Städten hebt der Kalenderbrauch an bestimmten Tagen den öffentlichen Zwang auf und es ist den Insassen gestattet, sich ohne vorherige Vorstellung anzusprechen. Das wirkt, wie wenn eine tückische Hand den Löwenzwinger geöffnet hätte: sie wissen mit dem Gnadenrecht nichts anzufangen und johlen bloß aus dem Gefühl einer trübseligen Vogelfreiheit. Wien braucht dieses Silvestergesetz nicht. Hier waltet der Vorsatz, sich brüderlich in jeder Bewegung zu finden. Und wenn man sich auch zeitweilig von dieser Brüderlichkeit wie von schleimigen Nickelman-Fängen berührt fühlen mag, wenn man ihren warmen Atem noch kriegen sollte – auch dem Unwillen würde unter der familiären Obhut traulich zu Mute.

Der ästhetisch-vertrocknete Beckmesser merkt nun vielleicht an: glücklich im seichten Fahrwasser der Lokalbegeisterung gelandet, endlich die vermißte Leier von »Liad« und »G'müat«! Wieder einer, der auszog, Kultur zu fluchen, und mit segenübertriefendem Munde heimkehrte! Wozu der präziöse Auftakt, wenn's ein Gassenhauer werden soll? Erst gegen faulen Traditionsdusel wettern und sich dann

in demselben Tonfall fangen lassen?! Ich bekenne den Fehler und bin darauf eitel. Aber ich kann ihn zugleich für Tendenzsucher mit dem Hinweis abmildern, daß ja Wien zur Fremdenstadt ohnedies nie geschaffen war und daß ich deshalb gerade eine Abwehr des Ungefährlichen mit empfindsamen Motiven schmücken darf. Wien ist abgelegen – das ist seine schlechte und gute Seite. Hier werden sich nie die Wege kreuzen, weil die Kultur ihr Sonderleben führt. Und wenn sie nun rufen: »Zum Teufel, eine rasche Verkehrsbeförderung ist wichtiger als Humor und Dialekt! Man kann doch nicht auf Kosten der Wohlfahrt das Kolorit aushalten! Werft es einmal über den Haufen, damit ihr über die Details der Lebensstörung zu euch kommt« – so gebe ich zurück: Sehr gut! Aber was nützen alle Lebensmittel, wenn das Leben fehlt? Gemüt und Lied machen nicht allein selig, das ist wahr. Aber eine gute Kanalisation auch nicht. Besser der Aufenthalt in der Wildnis als in einem Musterkäfig! Und ihr armen Satiriker, wo könnt ihr eueren Haß so herrlich an sein Beifallsecho lehnen als in euerem gottverfluchten Wien? Wo könnt ihr – Pathos beiseite! – besser zu jenen sprechen, gegen die ihr sprecht? Ich leb' nicht davon und meine es ehrlich: Auch der Fremdenverkehr ist nicht das Wiener Heil. Wozu ihn also heben?

Prager Tagblatt, 8. Februar 1914

### 23. Robert Hirschfeld

#### *Ein Nachruf*

Es ist für das Wesen wertvoller und berufener Menschen kennzeichnend, daß man bei ihrem Hingang das Gefühl hat, es sei mit ihnen all das, was sie der Zeit an abhanden gekommenen Eigenschaften auffällig selbst ersetzten, für immer gestorben. Sicherlich wird es noch Bessere geben; vielleicht leben sie sogar schon unter uns. Aber der Verstorbene hat ihren Eigenschaften sein Wesen hinterlassen und aus ihrer Übertragung weht uns erst recht das Empfinden an, als ob sie mit ihm gestorben wären. So träumt man diesen Menschen nach, nicht bloß wie den Besten, sondern wie den Letzten ihres Schlages; und wie sehr verlieren wir in den hinscheidenden Solosprechern der Zeit unsere Letzten, wenn sie gleichzeitig eine Anlage verkörpern, die wirklich vor unseren Augen abstirbt.

Der Schriftsteller Robert Hirschfeld war einer der letzten Gesinnungsenthusiasten der Kunst. Gesinnungsenthusiast? Was hat dieses

Wort zu bedeuten? Etwas der Vergangenheit Selbstverständliches, der Gegenwart Unverständliches. Es bedeutet nämlich Enthusiasten mit dem Gewissen des Sehers; kunsterzogene Kunsterzieher mit enthusiastischem, rebellischem, loderndem, verkündendem, miterfreutem Gewissen. Nicht einen Regelmenschen, der zufällig auch mit Aug', Ohr, Herz und Sinn begabt ist. Sondern einen Betrachter, dem das mit den Sinnen erfüllte Kunstideal den Eindruck zum Urteil regelt. Heute gibt es nur die eine oder die andere Sorte, der Sinnlichen oder Sinnenden: schwammige Impressionisten, die ein hochdeutsch phrasierendes Ich zum Kodex der Kunst erheben, während sie dessen gereimtes Gegenteil sind; sie verwechseln »Schnackerln« mit Kritik. Oder Gymnasialprofessoren, die vor Statuten zu keinem Gefühl kommen. Der Gesinnungsenthusiast bedeutet also demgegenüber den idealen Kritiker mit vernunftgekühlter Herzenswärme.

Von beidem war etwas in Robert Hirschfelds kritischen Arbeiten: von der Wärme des Herzens und der Kälte der Vernunft. Und es zeigt uns, wie sehr er selber Künstler war – andere Kritiker sind es auch dann nicht, wenn sie sich das Zaumzeug des Pegasus auf ihr Roß binden – wenn sein Wort kalt war, wiewohl es entbrennen machte. Es war kalt wie das Gericht und belebend wie die Überzeugung. Wer aber, wer hat heute in Kunstdingen eine Überzeugung? Man hat eine Summe von Zuneigungen und eine Summe von Abneigungen. Die mittlere Linie nennt man Überzeugung. Man glaubt und glaubt nicht; und vor allem: man ist von *sich* überzeugt. Man kommt einem Kunstwerk gegenüber zu keinem: »Was ist es?«, weil immer gleich das Wort nachflüstert: »mir?«. Das wäre wohl nicht anders möglich, wenn dieses »mir« nur Gesinnung hätte; seine Gesinnung *besteht* aber aus seiner Kritik.

Robert Hirschfelds Überzeugung läßt sich leicht formulieren: Daß die Neuigkeit, der Lärm, der Effekt, der Schwall zum Schwindel zählen und das Wort, der Ton, der Sinn zur Kunst. Das ist eigentlich selbst nicht sehr neu; es handelt sich nur darum, welcher Geruchs-, Gehörs-, Gesichtssinn die Kunst vom Schwindel scheidet. Es war der Geruchssinn eines Naturfreundes; der Gesichtssinn eines Einsamen; der Gehörsinn eines Ruhigen. Es ist kein Wunder, daß Robert Hirschfelds dem kritischen Gros darum widersprechendes Urteil für die kompakte Minorität derer, die vom Lärm der Majorität den Kunstverfall befürchten, eine Hochwacht bildete: ob es sich um die Zirkusrenaissance des Sophokles, ob es sich um den Sieg des Tapezierers über den Darsteller, ob es sich um das französische Modeparfüm oder ob es sich um das lebensgetreue Stottern des Naturalismus

handelte. Es ist begreiflich, daß Robert Hirschfeld hier den Himmel zuweilen so niedrig sah, als er sich über den Gegnern und Zeitgenossen wölbte, und darum in der Polemik mehr Detail- und Spottlust hatte, als sie der Würde seines Standpunkts zukam.

Einer der Letzten ist mit Robert Hirschfeld gestorben, die dem sogenannten Strom der Zeit gegenüber unbeweglich zur idealen Kunst hielten. Und wenn er schon nicht für uns weiterleben kann, wäre es gut, bei ihm still zu stehen, damit wir nicht in dem Strome ersaufen.

Prager Tagblatt, 5. April 1914

#### 24. Beim *Five o'clock tea* der Frau Hofrat

##### *Eine Modeplauderei*

Die Frau Hofrat Hermine *Wisletzky*, geborene *von Treuschwert* – auf das »von« ist Gewicht zu legen, weil die Frau Hofrat sehr stolz darauf ist –, also die Frau Hofrat Hermine *Wisletzky* ist eine durchaus moderne Frau, soweit man im Rahmen honestester Ehrbarkeit modern sein kann. Sie gibt keineswegs antiquierte Kaffeekränzchen, sondern englische *Five o'clock teas*. – Zu Tangotees hat sie sich nicht entschließen können, weil sie die für nicht ganz ehrbar hält.

Sie ist eben jetzt, während wir sie ungesehen beobachten, daran, die letzten Vorbereitungen zu einem solchen *Five o'clock tea* zu treffen. Das alte Meißner Porzellan, das sie wie ihren Augapfel hütet, steht schon auf dem Tisch, das Mädchen, das zu Ehren der Gesellschaft ein weißes Häubchen und eine kokette Putzschürze trägt, ist dabei, die silbernen Löffel zu den feinen geblühten Tassen zu legen, und die Köchin bringt das große Tablett mit den Sandwiches herein. Die Frau Hofrat überblickt noch einmal prüfend das ganze Arrangement, lächelt befriedigt und will sich gerade noch einmal vor dem Spiegel gründlich betrachten, um zu sehen, ob ihre Frisur auch tadellos in Ordnung ist, als es schon zum erstenmal läutet.

»Sicher die Oberkommissärin *Novak*«, denkt die Frau Hofrat mißbilligend, »die Person lernt nie im Leben, daß es unfein ist, um drei Viertel fünf zu kommen, wenn man für fünf geladen ist.«

Aber es ist nicht die Frau Oberkommissärin, sondern die Frau Sektionschef *Müller*. Die Frau Hofrat begrüßt sie mit Devotion und Herzlichkeit, denn Müller ist der direkte Vorgesetzte ihres Mannes, und führt sie herein in den Salon, dessen Ehrenplatz, die Sofaecke, für sie reserviert ist. Die beiden Damen sind eben dabei, ein Gespräch

über die Avancementverhältnisse im allgemeinen und die im Eisenbahnministerium im besonderen zu beginnen, als es wieder läutet und die Frau Oberkommissärin (»richtig zehn Minuten vor der Zeit«, konstatiert die Frau Hofrat) hereinkommt. Nun ist es zwar möglich, daß eine Frau Hofrat mit einer Frau Sektionschef unter vier Augen über Avancementsachen spricht, nie aber werden sie das tun, wenn eine Frau Oberkommissär dabei ist. Die drei Damen suchten also ein neutrales Thema und fanden es schließlich – nach einigen vergeblichen Versuchen auf anderen Gebieten – in der Modefrage, auf einem Thema, das allen Frauen gleichmäßig vertraut und interessant ist.

»Was sagen Sie zur Fabrikantin *Neumann*? Gestern sah ich sie wieder mit einem neuen Kleid im »Stern«, mit einem Kleid, das sicher aus Paris ist. Gut sieht sie ja darin aus, das muß ihr der Neid lassen, aber ein Geld gibt die Frau für Toiletten aus! Es ist horrend!« Die Frau Hofrat sah einigermaßen mißvergnügt an ihrem eigenen Seidenkleid herunter, das zwar wie neu hergerichtet war, aber keineswegs zur Annahme verleiten konnte, als sei es die Schöpfung einer Pariser, ja selbst nur einer Wiener Firma.

»Meine Liebe«, meinte Frau Sektionschef, »Sie haben recht wie immer. Die *Neumann* lebt über ihre Verhältnisse. Ich habe sie da unlängst in einer Spitzenrobe gesehen, in einer Spitzenrobe, sage ich Ihnen, die hat unter Brüdern ihre zweitausend Kronen gekostet. Unserer ist ja auch kein Proletarierweib, Gott sei Dank, aber *so* was kann man sich denn doch nicht leisten.«

Die Frau Oberkommissär lächelte zustimmend.

In diesem Momente besten Einvernehmens klang die Glocke wieder, das Gespräch verstummte *a tempo*, denn herein kam Frau *Neumann*, von der eben die Rede war. Sie merkte das verlegene Schweigen, das sie empfing, und hatte den guten Humor, gleich beim Entree zu fragen: »Sie haben sich sicher über meine Person unterhalten, meine Damen? Genieren Sie sich nicht, sprechen Sie ruhig weiter, ich bin gar nicht empfindlich.«

»Aber was denken Sie, meine Beste«, wehrte die Frau Hofrat ein wenig beschämt ab, »was denken Sie nur. Wir sprachen gerade über die Mode. *Nur* von der Mode.«

»Gewiß *nur* von der Mode«, bestätigte die Frau Sektionschef und die Frau Oberkommissär beeilte sich, desgleichen zu tun.

»Nein, nein, auch von mir war die Rede. Was gilt die Wette, Sie besprachen gerade meine letzten Toiletten?«

Einige neu eintretende Damen, die begrüßt und hereingeführt werden mußten, enthoben die Frau Hofrat vorläufig der Notwendigkeit,

diese verfängliche Frage zu beantworten. Aber es gelang ihr nicht, ein allgemeines Gespräch in Fluß zu bringen. Die Frau Fabrikantin war auch zu neugierig.

»Also, was sprachen Sie über mich und meine Toiletten? Sagen Sie es doch, Sie haben ja ganz bestimmt über mich gesprochen. Zur Strafe wiederholen Sie es, Frau Hofrat, Sie wissen ja, man soll über Abwesende nichts Schlimmes reden. Tun Sie Buße und erzählen Sie mir es wieder.«

Die Frau Hofrat gab ihr Leugnen mit einem kleinen Seufzer auf und sagte: »Also ja, wenn Sie es denn wissen wollen. Wir sprachen über Sie und Ihre Toiletten. Und wir alle waren uns darüber einig, daß Ihnen noch nie eine Robe so entzückend gestanden hat wie die, in der Sie gestern im ›Stern‹ soupierten.«

»Und sagten Sie nicht auch so nebenbei, daß diese Robe ganz gewiß furchtbar viel Geld gekostet haben müsse, und haben Sie nicht ein wenig Entrüstung über meinen Toilettenluxus beigemischt?«

»Woher!« verwahrte sich ganz beleidigt die Frau Hofrat. »Was fällt Ihnen ein!« replizierte die Frau Sektionschef, und »Durchaus nicht, gnädige Frau!« echote die Frau Oberkommissär, »wie werden wir denn!«

»Na, Sie werden schon«, meinte die Frau Neumann gutmütig, »und ich nehme es Ihnen keinen Augenblick übel. Es ist ein eigenes Pech – wenn man es so nennen kann –, daß alle meine Freundinnen glauben, ich treibe wer weiß was für Luxus mit meinen Kleidern, und doch kleide ich mich billiger als die meisten von Ihnen.«

»???«

»Jawohl, Frau Hofrat, billiger jedenfalls als Sie. Sagen Sie mir zum Beispiel, was hat Ihr hübsches Seidenkleid da gekostet?«

»Je nun, zweihundert Kronen.«

»Sehen Sie, liebe Freundin, und meine Spitzenrobe da kommt mich genau auf hundertfünfzig zu stehn.«

»Nicht möglich!«

»Doch, doch, nicht einen Heller mehr.«

»Aber es ist doch aus Paris, das merkt man am Schnitt.«

»Was fällt Ihnen ein? Aus Prag ist es.«

»Die allerletzte Mode, die bekommt man doch hier nicht so rasch. Sie sehen ja aus wie aus der letzten französischen Modezeitschrift herausgeschnitten.«

»Ja, ja, die Schneiderin ist geschickt. Aber ich mache ihr auch ganz genaue Angaben, an die sie sich halten muß. Ich lese die letzten Pariser Modeberichte bei meinem Spitzenlieferanten und weiß immer genau,

was tags vorher als letzte Neuheit im Bois zu sehen war. Wenn Sie es interessiert, einen solchen Modebericht habe ich gerade bei mir.«

»Ob es uns interessiert?« – »Aber gewiß, meine Beste!« – »Liebe Frau Fabrikantin, zeigen Sie doch geschwind her!« – Alle Damen umdrängten die hübsche, elegante Frau, die eine kleine Kunstpause machte und dann aus ihrem Handtäschchen den Bericht hervorzog.

»Gott, wie interessant!« – »Ein Modebericht mit Maschinenschrift!« – »Ein Modebrief, nur einen Tag alt!« – »Lesen Sie doch, Frau Fabrikantin!« – »Lesen Sie ihn doch vor!«

»Ja, das ist der letzte Pariser Modebericht. Ich bekam ihn wieder von der Firma geliehen, bei der ich meine Spitzeneinkäufe mache. Also hören Sie das neueste Bulletin aus der engsten Heimat der lieben Frau Mode!«

Und die Frau Neumann las eine volle Viertelstunde vor und noch nie hatte ein halbes Dutzend Damen so aufmerksam zugehört wie diesmal. Sogar der Tee wurde kalt und die Sandwiches lockten vergeblich.

Sie las über die neuesten Lingerie-Roben aus Uni-Crêpe, Crêpe à jour, Crêpe brodé und Crêpe martelé, über die Röcke mit zwei und drei Spitzen- und Stickerei-Volants, die halsfreien Blusen mit gerollten Umlegekragen und die lose drapierten Taillen mit den langen Kimonoärmeln. Sie erwähnte, daß die Abend- und Gesellschaftskleider aus Charmeuse, Crêpe Satin und reichen Brochés gefertigt werden und daß man als Garnierung Spitzen, Tüll und Perlenbroderien und dünne Mullstickereien verwendet. Sie las über die Kragen aus Tüll und plisiierten Spitzen und schloß mit der Aufzählung der allerallermodernsten Farben: betterave (rote Rübe), bleu royal foncé, brique und olive.

Als sie geendet hatte, blieb es eine Weile still im Salon der Frau Hofrat. Endlich unterbrach die Frau Dr. *Mertens* das Schweigen und sagte bewundernd und mit einem leisen neidischen Unterton: »Ja, wer solche Berichte bekommt, kann sich freilich immer modern anziehen. Aber sehen Sie, die ganze Wahrheit haben Sie uns doch nicht gesagt, als Sie erzählten, Ihre neue Spitzenrobe sei ganz in Prag gearbeitet worden. Diese wundervollen Ajourspitzen bekommt man ja in der ganzen Stadt nicht. Die Spitzen zumindest sind aus Paris oder Brüssel.«

»Nein, sehen Sie, auch die Spitzen sind aus Prag. Und dabei sind sie so billig, daß Sie mir es gar nicht glauben würden, wenn ich Ihnen ihren Preis nennen würde. Mit Spitzen ist das ein eigenes Kapitel. Es ist Vertrauenssache, wo man sie kauft, ähnlich wie bei Edelsteinen. Ich habe eine gute, solide und durchaus moderne Einkaufsquelle in Prag gefunden, in der ich nie übervorteilt werde und immer genau

weiß, daß ich nicht nur qualitativ ganz vortrefflich einkaufe, sondern auch stets modern und elegant.«

»Wo ist das, gnädige Frau?« schmeichelte ein junges Mädchen, das dem Gespräch sehr interessiert gefolgt war.

»Das ist, liebes Fräulein, bei der großen Prager Spitzenfirma *A. R. Amschelberg*. Das ist ein wahrhaft großstädtisches Etablissement, das ich Ihnen allen aufs wärmste anempfehlen kann.«

»Ah, bei Amschelberg, demselben, der die großen Geschäfte in der Obstgasse und auf dem Wenzelsplatze hat?« – »Ja, da kaufe ich auch immer und weiß, daß man dort auf seine Rechnung kommt.«

Zwei, drei Damen kannten die Firma und bestätigten ihren guten Ruf. Die übrigen nahmen sich vor, schon am nächsten Tage hinzugehen und sich dieselben Spitzen zeigen zu lassen, die das Kleid der Frau Neumann schmückten.

-----

Acht Tage später kamen die Damen fast vollzählig beim *Five o'clock tea* der Frau Sektionschef zusammen. Alle waren des Lobes voll über ihre Spitzeneinkäufe, rechneten einander vor, wieviel sie an jedem Einkaufe bei der Firma Amschelberg erspart und wie wunderschöne, zarte und duftige Spitzen sie dort erworben hatten.

Die Frau Hofrat hatte ihr Seidenkleid mit einem Spitzenkrägelchen aufgeputzt.

»Sie sind mir doch nicht vom letztenmal her böse, meine Liebe?« wandte sie sich an Frau Neumann, »ich sehe ja jetzt selbst ein, daß man nicht in Paris einkaufen muß, um so elegant und modern auszu- sehen wie Sie ...«

Prager Tagblatt, 12. April 1914

## 25. Buki-Domino

Die Stellungnahme zum Hasardspiel ist ohne Zweifel eine der kitzligsten Gewissensfragen der Behörde. Sie hat hier zwischen Nützlichkeits- und Sittenmoral eine mittlere Linie zu ziehen, sich vom Konto der letzteren zwar das wenigste auf die Rücksicht zur ersteren, hingegen alles vom Konto der ersteren zur Beachtung der letzteren zu entlehnen und dabei keineswegs den Anschein zu erregen, als ob ihr die Sittlichkeit einen regulierbaren Nutzen böte. Für eine so schwierige Lösung gibt es keine Mathematik als Schlüssel; sondern bloß, wie etwa beim Hasard selbst, die Kombination gesetzlicher und psychologischer Erfahrung. Es ist darum verfehlt, dem Zufall im Spiele ein behördliches

Minimum zu gewähren und nichts als die Wahrscheinlichkeitsrechnung zur Unterlage des Gesetzes zu machen. Der Zufall allein ist weder unmoralisch noch verderblich; es handelt sich darum, wie viel Scheinarbeit des Verstandes er zu Hilfe nimmt, um Leben und Moral zu gefährden, und wie sehr er dann geeignet ist, aus einer Willenslaune eine chronische Willenserkrankung zu machen.

Dieses Mißverstehen der Motive, die für Erlaubnis oder Verbot eines Spieles ins Gewicht fallen, hat es verursacht, daß die Behörde vor etwa zwei Jahren mit einer gewissen Ratlosigkeit dem Bukidomino gegenüberstand. Die sachverständigen Experten gaben den Vernunfts- und Zufallsanteil am Spiele genau zu Protokoll; vor einem Richter wurde sogar versuchsweise das Delikt, um dessentwillen es zur Anklage kam, praktisch wiederholt und der Richter mußte sich persönlich an der Überschreitung eines interimistischen Hasardverbotes beteiligen, um zu erfahren, ob er es überschritten habe oder nicht. Dieses öffentliche Exempel und der Freispruch, der ihm folgte, machte dann wieder das Polizeiverbot illusorisch und das Buki wuchs in den Kaffeehäusern zu ungeahnter Blüte; diesmal wenigstens konnte man wahrhaftig nicht sagen, daß nur der Reiz des Verbotenen an dessen Übung schuld sei. Bald aber trieb die Bukikultur ihre faulen Blüten; die behördlichen Stellen wurden mit Klagebriefen von Gattinnen und Müttern überschwemmt, im Lokalrapport lief ein neues Register, das die Fälle materiellen und leiblichen Ruins mit dem Buki als Unglücksmotiv verzeichnete, die Repräsentanten des Kaffeehausgewerbes wollten ihre Lokalitäten nicht in Spielhöllen umgewandelt sehen – die Bukisache wurde ein zweitesmal spruchreif.

Aber es war eben jetzt keine »Sache« mehr, kein Gelegenheitsspiel, sondern eine Manie und die wachsende Übung zeigte seinen Charakter besser als die erste und letzte Aufführung vor den Gerichtsschranken. Ein oder zwei Spiele sind anregend, erheiternd, zeigen den täuschenden Anteil der Vernunft am Ausgang (die eben nur in den einzelnen »Partien« ihren Anteil bewährt und dadurch in der Serie zu einer Spiegelfechtereie gegen den Zufall verleitet) und lassen die Spieler frisch und gesund. Wie viel besser wäre es seinerzeit statt der *mise en scène* im Gerichtssaal gewesen, wenn in einem Kaffeehaus ein heimlicher Lokalaugenschein das Übel untersucht hätte. Eine Krankheit läßt sich nur an Kranken konstatieren und am Krankheitsherd und man vergißt, daß der Pathologische, mit derselben Narretei, die ihn sonst besessen hält, bei Gelegenheit auch – spielen kann.

Man muß nicht erst eine vorsorgliche Expedition von Juristen, Psychologen und Sachverständigen des Spielfachs ausrüsten, um dem

Bukidomino in seinen Heimstätten einen solchen Lokalausguss zu widmen. Denn jedes zweite oder dritte Wiener Kaffeehaus drängt ihn einem schon in der Signatur und Stimmung des Lokales auf, in der von der Eingangstür nach einem verschwiegene Hintergrund zulaufenden Erregung, in der Ausgestorbenheit des Vorderraumes, dem dicken Kiebitz- und Spielerknäuel im rückwärtigen Winkel, in der seltsamen Schwüle, die von dort herüberbrütet, und in den von Zeit zu Zeit gleichmäßig platzenden Erregungsbomben, die rohe Splitter von Schimpfworten, Geschrei, Zahlen und Flüchen in die Luft streuen. Das ist das typische Buki-Café. Hier scheint sich der Kampf ums Dasein in seltsamer Form verdichtet zu haben: ein paar dämonische Raufbolde sitzen zusammengeduckt um einen Hexenkessel, als wollten sie den Erfolg, den sich andere fortschreitend mit ihrer Kraft erkaufen müssen, hier in einem Stundendestillat dem Schicksal ablisten. Ein kabbalistischer Daseinskampf.

Diese »dämonischen Raufbolde« sehen aber in der Nähe sehr müde, geknickt und undämonisch aus. Was ihnen einzig etwas Übertriebenes gibt, ist ihre durch die laufende Serie des Mißgeschicks beinahe boshafte Zähigkeit der Gewinnsucht. In ihnen quillt und wühlt eine durch das Erfordernis der Aufmerksamkeit ruhig gestockte und gleichsam für die erstbeste Gelegenheit des Zornausbruches reservierte Heimtücke gegen den Sport des Zufalls. Es ist ein Zwickzackringen mit dem Dämon ihres Geschickes oder jener umnebelnden Trance von harmlosen Zufälligkeiten, die ihnen hier zum Schicksal wird. Ungleich anders ist diese Atmosphäre am Bukitisch als die in den großen Spielsälen der Kurorte. Dort handelt es sich nicht um ein langweilig in denselben Kreisen wiederkehrendes Berechnen, das umso abstumpfender wirkt, je nutzloser es sich zeigt, sondern um ein sozusagen an Amulettknöpfen des Aberglaubens abgezähltes: Entweder-Oder. Dort wirft man noch mit leichter Hand Goldbarren auf den Tisch; denn sie sind das Geld des Luxus. Hier aber gehört jede Krone irgendeinem genauen Hausetat an. Das gewagte Geld ist nicht der Überschuß eines ausgeglichenen Budgets, es ist noch lange nicht aus seinem Kurs der Pflichten genommen. An jeder Münze klebt noch eine Verpflichtung, ein Vorsatz, eine Sorge. Nicht bloß, was hier gewonnen wird, auch was verspielt wird, ist durchaus fremdes Geld.

So zeigt der Bukitisch das Bild eines Spielgeschäftes. Nicht die Heiterkeit der Spielerei, sondern der Ernst des Erwerbes lagert darüber. Grübelnd und denkend sitzen die Spieler da. Kann man das Hasard nennen? Ist nicht der Verstand und die Ausrechnung genügend beschäftigt? – Ja, und gerade deshalb ist es ein Hasardspiel und eines

der gefährlichsten dazu. Das »Kopf-oder-Adler«-Spiel ist im Vergleich dazu rührend harmlos, obwohl man hier, wie der Fachausdruck lautet, »nichts weiß« – und eben deshalb. Es gibt dabei nichts, woran sich der kombinierende Verstand im mindesten halten könnte, und darum ist die Gefahr, daß man sich dem Spiele chronisch ergibt, nicht wirklich groß. Das Buki aber umnebelt den Neuankömmling mit praktischen Regeln und Lehrsätzen, der Zufall ist boshaft genug, der Voraussicht ein paar Prozente des Spielterrains zu räumen, und auf einmal hat man sich rettungslos in ein Netz von Kombinationen und Schlüsseln verfangen, aus dem man schwer zur klaren Erkenntnis zurückkommt, daß ja auch diese Planfreiheit im Spiele vom sogenannten »Blatt«, das heißt von der Verteilung der Steine, abhängig ist. Es ist damit wie mit der pessimistischen Auffassung von der Freiheit des menschlichen Willens: Man darf wollen – soweit man es darf; man darf es aber nur insoweit, als man es kann. Darum zeigt jeder Bukitisch im kleinen die Torheit der Welt; wie lächerlich nützt sich das Menschengehirn im Irrwahn ab, gescheiter zu sein als der Zufall!

Zur Zeit, als das Bukispiel die ersten Beschwerderufe weckte, hörte man von einer Seite sagen: »Die Beliebtheit des Spieles spreche für seinen Charakter als Hasard.« Vielleicht wurde diese Meinung damals als flach und künstlich *ad acta* gelegt. Die Erfahrungszeit der letzten Jahre hat ihr jedenfalls so weit recht gegeben, daß sich auch die Behörde entscheidend zu besinnen beginnt.

Prager Tagblatt, 16. April 1914

## 26. Wiener Mittagsständchen

Eine Art süßen Faulenzertums fällt in diesen brutwarmen, lufttrunkenen Tagen die Bewohner unserer Stadt an, eine Sehnsucht nach dem holden Nichtstun und Sichselbstauskosten, das der italienische Sprachschatz zu so zärtlichem Klang bringt. »Tändeln« heißt dafür unser feinerer Ausdruck, dessen Zutreffen uns zu den nächsten Verwandten des Dichtergeistes macht, aus dem dieses Wort am liebsten entsprang. Tändeln bedeutet aber: sich in jeder Sekundenpause der Anmut des Daseins hingeben und seiner Begleitmusik lauschen.

Mehr als jedem anderen Volke ist den tändelnden Leuten Wiens diese Musik ein Bedürfnis; ihre Sinnfreudigkeit braucht eine Entladung, der sie auf der Bahn ihrer täglichen Pflichten nicht völlig genügen können. Darum lassen sie sich gerne »ablenken« und darum machen sie gerne für ein paar Minuten halt, wenn ein Stückchen

rauschender und aufschwellender Musik von weitem zu ihnen flutet, sie gehen den Klängen entgegen und halten vor ihrer Nähe festliche Rast. Ein Straßengottesdienst dem Leben selbst und seiner schönsten Zeit zu Ehren. Wie eine Stadt der Müßiggänger mag unser Wien an solchen Punkten und in solchen Momenten den flüchtigen Zuschauer bedünken. Ganz anders freilich den, der in dieser Zeit etwa jenem Ablösungsständchen im Burghof, das eine Sorte seines Publikums unter der Spitzmarke »Burgmusik« berühmt gemacht hat, anwohnt und hier die Runde entlang sein Auge genau studieren läßt.

Es gibt wirklich Vergnügungen, die keinen Kreuzer kosten und mehr wert sind als die höchstbezahlten; aber gerade ihre Allgemein-Zugänglichkeit bewahrt sie Gott sei Dank vor jenen Operngläsern und Lorgnons, die jedem Schauplatz seine Naivität nehmen. Zu den Vergnügungen dieser Art gehört das Mittagsständchen im Burghofe. Wir sind mitten in der Stadt und doch weit weg von ihrem Getriebe; die lauschende Andacht und die Würde dieses abgesperrten Vierecks schaffen sich selbst eine Barriere gegen das Geschehen im weiteren Umkreis und gegen die Unberufenen, denen der Eintritt verboten ist. Da ist ringsum der altertümliche Bau geführt in seiner milden, schweigenden Schlichtheit. In der Mitte das Denkmal des Kaisers Franz mit seinen volkstümlichen Habsburgerzügen und der Inschrift, die hier so wahrhaft wirkt, weil man die Wahlverwandtschaft zwischen Volk und Dynastie suggestiver spürt als sonstwo: *amorem meis populis*. Die getreue Haustruppe unter diesen Völkern und jenes Kaisers weitere Familienkinder aber stehen da in dichtem Rondeau – um die Musikbande geschart oder wie auf dem Heimweg festgebannt rings verstreut in jener Art »Stillstandes in der Bewegung«, wie man es auf den Idyllenbildern älterer Zeit findet. Ein himmelblaues Stück Unendlichkeit verquillt über diesem Bilde und gibt ihm ein feierlich-inniges Gepräge.

Nichtstuer soll man die Leute nennen, die hier eine Stunde lang die Wonnen des freien Entree genießen? Freilich, man muß gerecht sein, zu bekennen, daß sich von dieser ehrsamten Gilde hier genug Volk sammelt. Wo anders sollte es auch zu finden sein als bei Lustbarkeiten unter freiem Himmel? Es ist eine Art demonstrativen Gegendrucks der Glücks-Entblößten eigenen oder fremden Verschuldens, daß sie sich, je mehr unter die Oberfläche des kostspieligen Lebens gehalten, als desto berufenere Erbsassen jener Freuden aufspielen, die umsonst zu haben sind. Daher rührt das besondere Talent der Defektgekleideten, in die Sonne zu gehen. Aber es liegt auch etwas menschlich Reizvolles darin, zu sehen, daß sie selbst für ihre paar trüben Lebensminuten Schönheit suchen und ihr Ohr für Musik behalten haben. Da stehen

nun die Arbeitslosen und Arbeitsscheuen, die Spitals- und Kerkerentlassenen, die Zerborstenen und Verschlagenen beisammen, so anständig vielleicht und besserungsfähig wie nie sonst. Für sie ist dieser Aufenthalt beim Mittagsständchen gleichsam eine lichte Haltestelle zwischen den beiden Tunnels ihres Lebens, aus dem sie kommen und in das sie treiben ...

Noch andere Nichtstuer sind neben diesen da und ihre Gesichter geben dieser kleinstädtischen Burghofidylle einen großstädtischen Kontrast. Junges Volk, das sich mürrisch und zynisch unter die Leute stellt, um an seine gefahrvolle »kompakte Majorität« zu erinnern oder unter den vielen irgendein abenteuerliches Glück zu machen, das dann ein Richterspruch korrigiert. Ihre Haltung, ihr Ausdruck bleibt allen musikalischen Rhythmen gegenüber unverändert; sie protzen gleichsam damit, daß ihr hartgesottenes Rinaldiniherz Musik nicht mehr hört. Und doch – ist es eben die verschönernde Begleitmusik oder die Himmelsbläue oder die ganze Szenerie, was uns so Gutes glauben läßt? –, selbst ihre Mißvergnügtheit hat etwas so feierlich Abwartendes, daß sie wie trotzig Kinderei anmutet, sich von den Klängen nicht einmal augenblicksweise berühren zu lassen ...

Diese Stammgäste der Burgmusik sind die wirklichen Nichtstuer. Wie ist's aber mit den anderen, den Gelegenheitsgästen, die sich im Vorübergehen hier länger aufhalten, als es der strenge Chronometer der Pflicht erlauben würde? Ist ihnen der Vorwurf zu machen, daß sie pflichtvergessen sind? Daß sie sich oder ihren Dienstherrn die Zeit stehlen? Keineswegs. Man kann getrost sein, daß sie den Zeitverlust aus eigener Kraft vertuschen oder daß sie sich nicht von der Arbeit, sondern vom Behagen der Mittagspause etwas abzwacken, wenn sie hier verweilen. Sie wären gleichwohl Nichtstuer zu nennen, wenn »etwas tun« immer nur seinem Erwerb nachgehen hieße. Sie tun aber viel Höheres. Sie sammeln sich, leben sich aus und zollen dem Frühling ihren Tribut des ruhigen Mitatmens. Die Laufburschen, Ladenmädels, Bureaudiener und Comptoiristen hier tun in ihrer Art das, was die Dichter tun, wenn sie den Lenz besingen, die Reichen, wenn sie sich zu einer Frühlingfahrt bereiten, die Jungen jeden Schlages, wenn sie Pläne entwerfen. Sie haben nicht Zeit, zu sinnieren und zu träumen. Sie dürfen bloß stehenbleiben. Darum sind ihnen die paar Minuten, die sie hier lauschen, eine orchestrale Frühlingsode.

So wirkt im Burghof um die Mittagszeit Alt- und Neuwien zu einem seltsamen Bild zusammen. An der Stelle, wo anno dazumal zufriedene, lachende, behäbige Bürger standen, erschauen wir heute Gesichter und schwächliche Gestalten, aus dem Pferch der Großstadt

entladen. Aber siehe! – – Diese Stadt scheint, unwandelbar wie sie ist, auch ihren geänderten Bewohnern ihr eigenes Gesicht aufzuprägen. Denn es bedarf keiner Verstellungsmühe in dem Gesamtzuge, den diese gebändigten, frommen, schlichten und geduldigen Flüchtlinge der Arbeit bieten, etwas von der beschaulichen Heiterkeit zu erblicken, die wir aus der guten alten Zeit kennen, wo dieser Kaiser lebte und jene Burgmauern lebendiger waren.

Prager Tagblatt, 31. Mai 1914

## 27. Der sechzehnjährige Opiumraucher

In einer wunderbaren Erzählung Thomas Manns, die das uralte Sterbensmotiv nicht mit kränkelnder Sentimentalität, sondern in einer Art epikureischer Nervenfreudigkeit behandelt, finden sich die beklemmenden Stimmungsworte, daß die Welt allmählich eine Neigung ins Fremde, Absonderliche zu zeigen scheine ... Aber dieses Bild erscheint leider nicht bloß im Spiegel eines müden Gehirnes; jeder Tag und jede Szene gemahnt uns, daß die Zeit selber es den Dichter künden ließ. Der Mitgerissene, Betäubte sieht es nicht; wohl fühlt er manchmal, daß er in allem Taumel gleichsam über Widerhaken atmen muß. Aber er beruhigt sich darin, diese Erscheinung »Kultur« zu nennen. Der Mißtrauische aber bleibt stehen und fürchtet. Er ahnt und fürchtet wie der Held in der Mannschen Erzählung, daß diese Fülle turbulenter Seltsamkeiten in der Welt eine Welt-Agonie vorbedeutet. Woher kommt dies? Ich glaube, von unserem gefährlichen, unsinnigen, selbstverschuldeten Tempo.

Ein sechzehnjähriger Realschüler hat sich in einem Wiener Hotel umgebracht. Da der bezügliche Kataster auch schon das 10. Lebensjahr als Rekord bucht, genügt die Notiz. Die Welt wird nur einmal rebellisch, beim ersten Male. Das zweite Mal ist sie außer obligo, da sie ihrer nachgrübelnden Pflicht schon Genüge getan hat und man sich ja an ihr Ergebnis hätte halten können: daß sich da nichts machen läßt, wenn man nichts dagegen macht. So zieht das Ungewöhnliche in die Gewohnheit ein. Man fragt nur noch nervös-formell: »Motiv der Tat?« Und wird beruhigt: Unglückliche Liebe, schlechtes Zeugnis, Furcht vor Krankheit – alte Stoffe! Solange einer nicht wirklich sein geschriebenes »*J'accuse*« am Schreibtisch läßt, »kann uns nix g'schehn«.

Der junge Bub, dessen Selbstmord da gemeldet wurde, hat aber durch ein ganz neues, durch ein Motiv der Abgelebtheit überrascht: er war leidenschaftlicher Opiumraucher und das Versteckenspiel mit

diesem magnetisch verlockenden Genuß ließ ihn die Gewißheit der späteren Tragik bis zum Entschluß des Selbstmords ahnen. Ein sechzehnjähriger Opiumist, ein sechzehnjähriger Selbstmörder! Die Chronik ist selbst der beste Journalist: sie bringt immer noch unglaublich Neues und übertrumpft sich beinahe mit bewußtem Entgegenkommen an das Publikum. Hier hat man einen Knaben, der statt von Zuckerln von der Illusion des Lasters naschte. Es schmeckte ihm gut wie Zuckerln und das wäre bloß vernunftlose, holde Unschuld. Aber dieser Bub wußte, was ihm aus seinem Genusse blühte, und er zog ihn dennoch einer physischen Sicherheit in der Welt der Karrieren, den grauen Pflichtwänden des Daseins vor. Ein frühreifer Genußphilosoph. Die Zuckerln des Lebens waren nicht mehr für ihn, wo ihn ein tragischer Zufall vorzeitig vom Zucker des Träumens kosten ließ und seine kindliche Seele im Fordern altklug machte.

Was würden die Dandies des vorigen Jahrhunderts sagen, die Barbey d'Aurevilly und Baudelaire und Whistler und Wilde, wenn sie von diesem Falle lesen könnten, in dem ein Sechzehnjähriger die Kultur ihres letzten Erkennens beschämte und, was eine Sache parfümierter Weisheit ist, zu einem Kinderspiel degradierte? Sie würden, bange um ihre Privilegien, sich wieder vor der Geste zum Geist hinüberretten, wenn sie sähen, wie schnell sich die Geste am Markt verbreitet. Und sie würden sich vielleicht selbst verfluchen, einer Welt vorgearbeitet und vorgepredigt zu haben, die so schnell kapiert und so rasch nachlebt. Kinder heben heute als Phrase vom Pflaster auf, was gestern Ausnahmsgeister durchlebt haben. Das Tempo ist zu rasch, die Drucksorten sind zu billig und die arme Seele kommt nicht mit. Mit zehn Jahren liest man den »Werther«, mit elfen wird man stoisch, mit zwölfen nimmt man Opium, mit dreizehn ist man tot. Um Himmels willen: Stehenbleiben oder Zurückgehen! Sonst wird immer klarer, daß, was den Thomas Mannschen Helden in einem kranken Moment durchzuckt hat, keine Impression war, sondern eine Vision.

Prager Tagblatt, 11. Juni 1914

## 28. »Nervöse Leute«

### *Kritik eines Nervösen*

Die Nervösen haben lange darunter gelitten, daß man sie nicht verstanden hat, wie sie wollten. Rechts hatte sie die Wissenschaft, links die Normalität in der Zwickmühle und sie selbst trugen das Königs-

schicksal der Vereinsamten mit Stolz und Jammer und warteten auf ihren Tag der Ehrenrettung, an dem es beglaubigt ans Licht käme: Krankheit ist physische Noblesse, Gesundheit psychische Eseelei!

Statt dessen schlich sich die Wissenschaft noch mitfühlender bei ihnen ein und wollte ihnen mit dem Übel, dem sie sich zugehörig fühlten, wie einem ausgesügten Schmerzenskind, auch den Zinsgenuß des Übels nehmen: sein Geheimnis. Und als Entgelt hiefür setzte sich in Wien ein Schriftsteller von Namen auf den Vortragsstuhl und poussierte der Nervosität als der Gabe kultureller Empfindlichkeit. Aber eben – er poussierte bloß und die Nervösen sind Fanatiker ihres Zustands und lieben keinen graziösen Perzentenausgleich zwischen dem Ernst ihres Schicksals und der Spielerei des Betrachters. Ja, wenn statt des Kulturphilosophen ein Mediziner das Podium eingenommen und dasselbe gesagt hätte: die Nervosität als Produkt und nicht als Krankheit – dann hätte die Wissenschaft selber der Impression die Zügel angelegt und vielleicht wäre man zu einer Wahrheit gelangt, schmeichelhaft bei aller Bitterkeit! So aber schädigte bloß die Übertreibung den Kern.

Hoffnung erregend mußte auf das Adelsgefühl der Nervösen jüngst das Erscheinen eines Buches wirken: »Nervöse Leute«. Nicht wegen dieses Titels. Im Gegenteil: der Titel ist im Sinne dessen, was der Autor ausführt, selbst eine Nervosität (Type: nervöse Bescheidenheit) und läßt einen medizinisch-novellistischen Wechselbalg erwarten, aus einem 50-Pfennig-Verlag und mit pädagogischer Flachweisheit. Aber was den Gusto der Nervösen am Buche reizte, war der Untertitel: »Gedanken eines Laien«. Ein Laienbuch im geheiligten Fachrayon! Das ist ein negativer Vorzug, der ausnahmsweise schon ein positiver ist. Gerade hier in diesem Bereiche. Denn gerade hier tummelte sich die wissenschaftliche Branchewürde mit ebensoviel Überlegenheit wie Unrecht, ohne Gefühl, aber mit aufspickender Empirie und begriffsfroh die Sache mit dem Namen verklebend. Es ist einmal schon ein ästhetisches Verdienst, mit Wichtigmachern zu konkurrieren und ihnen billige Lorbeeren vom Haupt zu reißen. Es ist aber noch mehr, eine Pflicht des Mitleids aus dem Nachgefühl aufzubauen, wenn sich auf der anderen Seite in der satten Konstatierungsfreude gerade der Mangel des Mitgefühls und damit des Verstehens offenbart. Und drittens: es ist damit gleichsam ein Gegenstand seinen rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben. Zu lange hat er sich schon in Händen herumgetrieben, die ihn genommen haben, ohne ihm etwas zu geben. Dann darf man ihn mindestens wieder abverlangen. Denn psychologisch sein – das können wir auch!

Das Buch Eugen Löwensteins bedeutet also schon äußerlich einen feierlichen Rückbelehungsakt: nicht ihr von der Wissenschaft gebt dem Leben, das Leben gibt euch! Umso empfindlicher war die Besorgnis, ob sich das Leben nicht vor den Resultaten der Wissenschaft blamieren, ob der Laie dem Gelehrten nichts am sogenannten Rüstzeug vorgeben werde. Aber die Lektüre hat diese Angst so sehr vertrieben, daß dieses Laienbuch – beinahe: leider, denn nunmehr sieht das ehrlich Erreichte dankbar erborgt aus – wissenschaftlich arriviert ist. Der kühle Gedanke ist doch mehr wert als die voraussetzungslose Voraussetzung. Und vor allem: wenn er sich aus den Gluten der Empfindung im Lichte abgekühlt hat. Hier hat einer das schopenhauerische Seziermesser nicht an der bloßen Denklust gewetzt, er hat es von der Güte schärfen lassen.

Darum wird den Nervösen hier ausnahmsweise die Wahrheit gesagt, ohne daß sie bocken müssen: denn sie spüren die Schärfe und empfinden die Güte. Zwar bleibt ihnen die ersehnte Gloriole versagt, aber wenn ihrem Geiste nicht durch Lob geschmeichelt ist, so ist es desto mehr ihrem Gefühl durch Teilnahme; sie nehmen also für sich, was ihrer Krankheit gilt, und glauben, daß aus dem Freund der Arzt geworden ist und nicht umgekehrt wie beim psychologischen Anbiederungssystem. Ihre Kompliziertheit wird auf eine Linie reduziert, aber nicht bezweifelt; denn sollte etwas weniger kompliziert sein, weil seine Ursache bekannt ist? Nein, sondern höchstens zu vereinfachen, auf die letzte Formel zu bringen und zu ordnen. Man könnte das eine medizinische Induktionstheorie nennen. In der Philosophie ist sie längst heimisch. Warum sollte sich nicht auch die Medizin nach ihr modernisieren und aus dem Mann ein Kind machen, ehe sie aus ihm einen Mann macht? Freilich wäre auch hier ein doktrinäres Allzuviel ebenso schädlich wie lächerlich, die psychologische Gesetzmäßigkeit würde der Psychologie den Atem nehmen. Und darum ist es wieder gut, daß kein Fachstolzer und Begriffsverführter dieses Buch geschrieben hat, sondern ein leidender und schauender Mensch.

Es ist allzu offenbar, daß ein ehemals Leidender aus diesem Werk spricht, einer, der nicht den Mut und die Kraft besaß, sich selbst zu kennen und auf den Grund seines Wesens zu blicken. Nunmehr, wo er von seiner Schwäche geheilt ist, bringt er sich beinahe mit Lust das Entgangene herein und mit einer Ruhe, die beinahe selbst ein Nervositätssymptom ist, sich nicht aus ihr bringen zu lassen. Er steht mit angefrischten Wangen und schwindelfreiem Blick vor dem Abgrund und blickt vielleicht länger und genauer hinab, als es ein Gesunder täte, dem nie die Krankheit das Siegel seiner Kraft enthüllt hat.

»Selbsterkenntnis ist Gesundheit!« Dieses alte psychische Wahrwort erhebt er zum physischen Leitwort. Ja, hier fließt gleichsam aus der verstopften Quelle unser Leiden. Wir sind nicht die, die wir uns einbilden zu sein, wir sind umstands- und detailverpatzte, von der schönen klaren Linie unseres ersten Wollens abgewichene, durch Minutenquark getrübtte Kreaturen, deren Wesen verdickt und unfrei ist durch Drangelebtes. Unser Leben von Kind auf bis heute ist Selbstverschlampung. Das Mißtrauen gegen uns bringt uns zu Kompromissen, die unsere Eitelkeit mit der Situation gemeinsam unterfertigt und die sich bazillengleich zu einem neuen Dasein in unser Fühlen mischen. Kindlich ist dieses Bestreben, zu weit zu gehen, um nicht zu kurz zu kommen, und es stammt auch aus unserer Kinderzeit, wo die Wünsche weit über die Umgebung flogen, die uns doch so klein und still geduckt hat. Wir sind Kinder geblieben, für die die Erwachsenen noch immer die »Großen« sind mit dem Aroma selbstsicherer, allkundiger und – höhnischer Fremdheit. Aber vielleicht darf man hier ein wenig auf eigene psychologische Faust den Autor verlassen und die Nervosität als Witterungssprache zwischen den Menschen betrachten. Die robuste Geschlossenheit unnervöser Menschen gibt uns nirgends die feinfühligten Geheimzeichen, die einem den Eintritt in ihre Empfindungswelt verschaffen; desto mehr nun schämen wir uns des offen hängenden Linienwerks, das uns allgemein preisgibt, und verklausulieren uns noch mit Affektation, um geheim und unerkannt zu bleiben. Verschnörkelte Schnörkel. Nervosität der Nervosität. Freilich werden wir dadurch an den Spitzen des Erschauungsmöglichen empfindsamer und gelangen zu jenen allerkleinsten Punkten, in denen sich die Wahrheit ebenso kündigt wie im großen Ganzen. Aber es ist eben nur eine relative Nervenwahrheit, die uns für die ewige Wahrheit des Geistes blind macht.

Eine kindliche »Selbstgeringschätzung, die zu unseren hochgespannten Zielen in schreiendem Mißverhältnis steht«, ist also die Ursache der Nervosität. Ihr Wesen die Wegtäuschung dieser Angst, uns im wahren und niedrigen Licht zu erscheinen, mit Scheinfeuerwerken, die unser Situationskalkül der Eitelkeit gibt. Ihre Folgen: Unrast, Unbändigkeit, Unlust und Stillstand. Der Nervöse ist wahrhaft der Mann, der immer vor sich davonrennt. Er wird durch diese Eile nie verfetten. Er wird fliegend und mit lockerer Hand rasch die Abgründe hinweg über die höchsten Empfindungsgrate des Lebens tasten. Aber er wird nie etwas sein und nie etwas werden und was er wird, ist ein unglückseliges Danaergeschenk, das ihm die Nervosität seiner Zeit beläßt und das ihm der einzige Moment der Erkenntnis grausam wieder